Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz

SCHWEIZERDEUTSCH

3/11

Uri und seine Mundarten

Viicher & Vegetarier

DIALEKT*isch*

S Nöi Teschtamänt
Züritüütsch

SCHWEIZERDEUTSCH

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz
19. Jahrgang Nummer 3 / 2011

INHALT

Zu dieser Ausgabe – In eigener Sache 1

Grosse Täler der Mundartforschung (2): Uri und seine Mundarten 2

Felix Aschwanden, Landschaft zwischen Wildi und Zäämi
Von Ruedi Schwarzenbach 3

Vo «Ä(ä)baheech» bis «Zwurgel» 5
Von Felix Aschwanden

Heinrich Danioth, Das Urner Krippenspiel 10
Von Charles Linsmayer

Pedro Lenz/Christian Brantschen, Der Goalie bin ig 11
Gerhard Meister, Viecher&Vegetarier 12
Von Julia Bachmann-Schwarzenbach

Gesehen, gehört, gelesen 14

Dialekt*isch*. Was Dialekt ist 15
Von Ruedi Schwarzenbach

Mundart und Hochdeutsch in der Schule
Nochmals zum «Handbuch Hochdeutsch» 17
Von Ruedi Schwarzenbach

S Nöi Teschtamänt Züritüütsch 19
Von Stina Schwarzenbach

Lebt er noch, der Hexameter?
Zu Reinhold Bruders «Chliine Lüüt» 22
Von Alfred Vogel

Ein Plattdeutscher Hebel - Johann Meyer 24
Von Stephan Frech

Niklaus Bigler, 140 Jahre Schweizerisches Idiotikon 27
Von Jacqueline Preisig

edgar euel 29
Das Kreuzworträtsel 30
Büchertisch 31
Abonnementsbestellung – Leserpost 32

IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch oder www.ch-dt.ch

Herausgegeber
Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen

Redaktionskommission
Helen Christen (hc.)
Beat Dittli (bd.)
Stephan Frech (fr.)
Alfred Vogel (av.)

Redaktion
Redaktion SchweizerDeutsch
Ruedi Schwarzenbach (rs.)
Seestrasse 610, 8706 Meilen
044 923 09 39
ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch
Redaktionsschluss 1/12: Ende Februar 2012

Vertrieb, Abonnemente, Probehefte
Thomas Marti
Untere Hardegg 32
4600 Olten
062 296 77 80
thomarti@bluewin.ch

Erscheint dreimal jährlich (April/August/Dezember)
Einzelheft: 9 Franken
Jahresabo: 27 Franken
Postkonto: 80-11147-6
Bestellformular: Seite 32

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion oder www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch
Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich
Korrektorat: Alfred Vogel
Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Die Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung hat die Neugestaltung dieser Zeitschrift ermöglicht.

Mit Förderung des **MIGROS kulturprozent**

ISSN 1663-2338

Zu dieser Ausgabe

Mit der vorliegenden Nummer 3/12 geht die dreijährige Versuchszeit für die Zeitschrift SchweizerDeutsch in ihrer neuen Form zu Ende. In neun Heften war Gelegenheit, die Tragfähigkeit des Konzepts zu erproben und auf die Ziele hinzuarbeiten, die der Vorstand seiner Zeitschrift gesetzt hat.

SchweizerDeutsch soll sich mit den Eigenheiten, der Herkunft und dem Wandel der schweizerdeutschen Dialekte beschäftigen und dabei die Ergebnisse der Mundartforschung in die Sprachgemeinschaften zurückbringen. Im vorliegenden Heft wird mit dem Kanton Uri ein weiteres «Grosses Tal der Mundartforschung» beleuchtet.

SchweizerDeutsch setzt sich mit sprachlichen Tagesfragen auseinandern. In diesem Heft knüpft eine Besprechung des Handbuchs Hochdeutsch aus dem Lehrmittelverlag des Kantons Zürich an die Diskussion über die Mundart im Kindergarten und in der Schule an.

SchweizerDeutsch sichtet die Neuerscheinungen auf dem Mundart-Büchertisch und charakterisiert sie vor dem Hintergrund ihrer literarischen Tradition. Wichtig sind in dieser Ausgabe Werke, die auch zum Hören einladen: das Urner Krippenspiel von Heinrich Danioth, die «Goalie-CD» von Pedro Lenz und die Hexameter-Erzählungen *Chliini Lüüt* von Reinhold Bruder.

SchweizerDeutsch ist das wichtigste Werkzeug der Öffentlichkeitsarbeit des Vereins Schweizerdeutsch und seiner Zweigvereine. In verschiedenen Formen erscheint diese Zeitschrift seit den Anfängen nach 1945. Die letzten 8 Nummern finden Sie als PDF auf unserer Webseite. Die früheren Jahrgänge werden im Original und in digitalisierter Form vom Juni 2012 an in der Ausstellung «Mundart» der Schweizerischen Nationalbibliothek greifbar sein.

Ruedi Schwarzenbach, Redaktor

In eigener Sache

Immer wieder haben wir in den letzten Ausgaben darauf hingewiesen: Die Weiterführung unserer Zeitschrift ist eine unsichere Sache. Die Kosten übersteigen bei weitem die Einnahmen, und die Unterstützung durch Sponsoren ist uns nicht im erhofften Ausmaß zugesagt worden. Aus diesem Grund sah sich der Vorstand des Vereins Schweizerdeutsch gezwungen, an der diesjährigen Generalversammlung in Bern die Erhöhung des jährlichen Beitrags der Zweigvereine auf 24 Franken pro Bezüger zu beantragen. Dem wurde (ohne Gegenstimme, mit zwei Enthaltungen) zugestimmt. Damit wird das voraussichtliche Defizit der Zeitschrift auf ein erträgliches Maß reduziert.

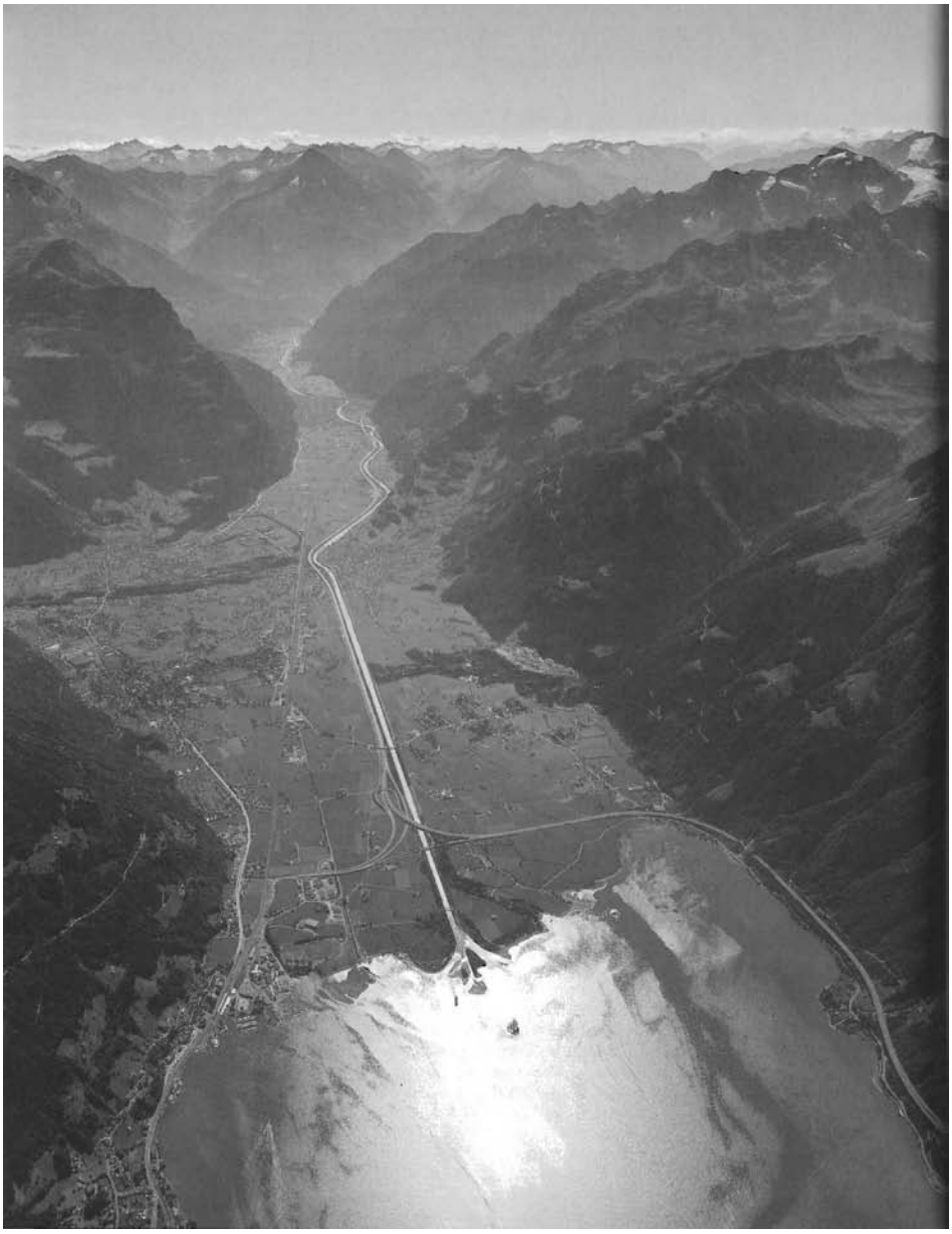
Unser Aufruf an die Leserinnen und Leser, bei der Suche nach neuen Abonnenten oder Mitgliedern mitzuhelfen, hat einen gewissen Erfolg gehabt. Wir danken allen, die dazu beigetragen haben. Wenn es nun gelingt, diese Aktion noch zu intensivieren – das ist eine Bitte an Sie – dann werden wir endlich eine ausgeglichene Rechnung haben und wird das weitere Bestehen von «SchweizerDeutsch» sichergestellt sein.

Alfred Vogel, Präsident

www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch
oder kürzer
www.ch-dt.ch

Grosse Täler der Mundartforschung (2)

URI UND SEINE MUNDARTEN



Von der *Wildi* unterhalb der Gipfel zur *Zäämi i*n der fruchtbaren Talebene. Urnersee, Reusstal und Eingang zum Schächental. Bild Seite XXIV aus dem nachfolgend besprochenen Buch.

Felix Aschwanden

Landschaft zwischen Wildi und Zäämi

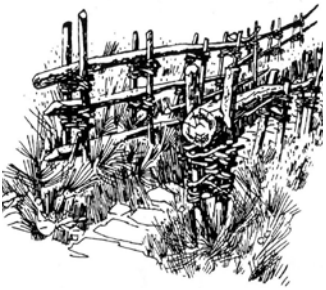
Ein kulturgeschichtliches Sachwörterbuch

Von Ruedi Schwarzenbach

Wildi bezeichnet Gelände oberhalb der Alpweiden, dessen karger Graswuchs nur noch als Wildheu und Streu genutzt werden kann. *Zäämi* dagegen meint Kulturland in den Talböden, besonders den Talgrund von Altdorf und Umgebung: Beides sind also Landschaftsbezeichnungen, die sich auf die Nutzungsmöglichkeiten beziehen. Solche Angaben und Erklärungen findet man in diesem Sachwörterbuch vom Register her, und zwar in den umfangreichen Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln, hier zu jenem über die «Landschaft». Es folgen dann Kapitel über «Wasser», «Wald und Holz», «Bäume und Sträucher», «Wiesen und Felder».

Innerhalb der Kapitel finden sich Untergruppen wie «Geländeformen» (*Biäl, Chapf, Cheegel)*, «Verwitterungs- und Erosionsformen» (*Chäälä, Chängel, Tossä)*, Grenzen (*Fèllhag, Schwäifhag*), trefflich illustriert mit Fotos und Zeichnungen:

Fèllhag: Zaun aus Latten und gabelförmigen Stützen *(G[g]riggälä)* oder auch aus Pfählen mit (Stachel-)Draht bestehend. Dieser wird zur Winterszeit niedergelegt oder gefällt *(fèllä).*



Schwäifhag: Zaun aus schiefliegenden Latten. *Schwäif:* aus Ruten geflochtener Ring, mit dem die Längslatten eines Schweifhages an die Zaunpfosten gebunden werden.

In der Untergruppe «Eigen und Allmend», die an die «Grenzen» anschliesst, geht es nicht mehr um Materialien und Konstruktionen, sondern um das (abgegrenzte) Eigentum als Begriff. Ihm kommt im harten Existenzkampf des Urner Berglers besondere Bedeutung zu. «Um so mehr mag es erstaunen, dass sich die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten bei der Benennung des Eigentums doch eher bescheiden ausnehmen. Es scheint fast, als ob das Be-

Die ersten wissenschaftlichen Arbeiten zur Dialektologie des Kantons Uri stammen von Emil Abegg (Die Mundart von Urseren, 1912) und von Walter Clauss (Die Mundart von Uri, 1929). Beide entstanden im Rahmen der damaligen «Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik» und beschränken sich streng auf das Lautsystem und die Flexion.

Drei Jahrzehnte später begann Walter Clauss mit der Erarbeitung eines Urner Wörterbuchs. Als er 1972 starb, lag eine Sammlung von 5000 Wörtern vor, die zum Grundstock und Ausgangspunkt des «Urner Mundartwörterbuchs» von Felix Aschwanden wurde, das 1982 erschien. Von dessen Erfolgsgeschichte und der bevorstehenden 3. Auflage berichtet der Autor im nachfolgenden Beitrag.

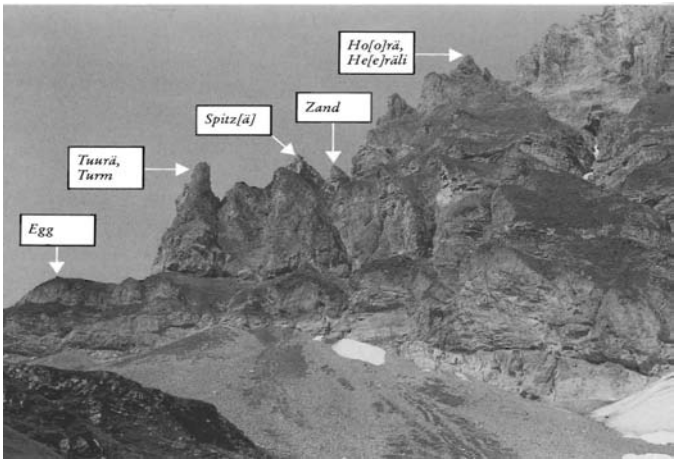
«Wildi und Zäämi», 1994 als erster Band des Sachwörterbuchs «Uri und seine Mundart» herausgekommen, beruht auf dem gleichen Material wie das Wörterbuch, ist aber im Sinne der Sprachinhaltsforschung auf Lebenswelt und Kulturgeschichte ausgerichtet und umfassend ergänzt. Entstanden ist ein vielschichtiges, feinfühliges und lebensnahes Bild von Land und Leuten Uris im Spiegel ihrer Sprache, das die grosse dialektogische Forschungstradition eines Emanuel Friedli und Paul Zinsli aufnimmt und weiterführt.

Mir ging es immer um eine emotionsneutrale Nachbildung der Fakten, auch wenn der Humor nie vollends ausgeklammert war. [Felix Aschwanden im Nachwort]

kenntnis zum persönlichen Besitz von *Grund und Boodä* und allem, was dazu gehört, dem Urner vornehmlich in die Seele geschrieben ist und keineswegs mit lockerem Gerede entwertet werden darf» (Seite 37). Solche Stellen zeigen, wie Aschwanden im Lauftext die nach Sachgruppen geordneten Wörter in vielschichtige Zusammenhänge stellt und sie gesamtheitlich deutet. Auf diese Weise holt er die Leser aus der Auslegeordnung der Fakten und Erklärungen in den fortlaufenden thematischen Fluss seiner umsichtigen Darstellung. Vernetzt sind Lauftext und Einzelinformationen durch Referenzziffern am Rand des Satzspiegels.

Das «Mundart-Gesamtregister», das «Orts- und Flurnamenregister» und das «Hochdeutsche Sachregister» legen auf ihre Weise Zeugnis ab von der Fülle des Wortschatzes und seiner Sachwelt – dabei ist mit *Wildi und Zäämi* erst ein erster Band von «Uri und seiner Mundart» erschienen. Themen für den zweiten wären das Wechselspiel der Jahreszeiten, das Wetter, die Tierwelt – das Material dazu ist gesichtet und bereitgestellt. Was fehlt, ist der «Bedürfnisnachweis durch das Benützerpublikum selbst» – anders als beim «Urner Mundartwörterbuch», wie auf den nächsten Seiten nachzulesen ist.

Wörter und Namen



Am Surenenpass:
Blick auf die südlichen Ausläufer des Blackenstocks *Wildi und Zäämi,* Seite 2

Die Silhouette des Blackenstock-Ausläufers versammelt eine ganze Gruppe von Wörtern, die Bergformen bezeichnen. «Bei der sogenannten Landschaftstaufe [stossen wir] auf eine erstaunliche Namenfülle, die aufzeigt, wie unsere Vorfahren dank guter Beobachtung und einer tüchtigen Portion Einfallsreichtum und Vorstellungskraft zu den entsprechenden Namen gekommen sind.» (Anm. 39)

Wie eng Wörter und Namen naturgemäss verknüpft sind, zeigt sich in *Wildi und Zäämi* auf Schritt und Tritt. Die Streiflichter auf dieses kulturhistorische Sachwörterbuch seien daher nicht abgeschlossen ohne einen nachdrücklichen Hinweis auf das zweite grosse Grundlagenwerk zur Sprachwelt von Uri: Das 1998 erschienene vierbändige Urner Namenbuch von Albert Hug und Viktor Weibel, in dem die lebendigen und die ausgestorbenen Orts- und Flurnamen gesammelt, lokalisiert, historisch belegt und namenkundlich gedeutet sind.

Beneidenswert: ein Kanton, der im vorbildlichen Zusammenwirken von Bevölkerung, Institutionen, Behörden und Forschung seine Sprachwelt so umfassend aufgearbeitet und dokumentiert hat!

Vo «*Ä(ä)bäheech*» bis «*Zwurgel*»

Ein kleiner Vorgeschmack zur kommenden Neuherausgabe des Urner Mundartwörterbuches (UMB)

Von Felix Aschwanden

Ein Rückblick mit Folgen

Als im Herbst 1982 innerhalb weniger Wochen die Erstausgabe des UMB mit 4000 Exemplaren restlos ausverkauft war, staunte man nicht nur in Uri. Das Interesse war schlagartig auch auf die übrige Alemannia übergeschwappt, und zwar so stark, dass man sich zuständigenorts schnell entscheiden konnte, gleich noch weitere 1000 Bücher nachzudrucken. Wer nun glaubte, der Markt sei jetzt wohl mehr als gesättigt, wurde jedoch schon bald nach diesem unerwarteten Boom eines Besseren belehrt. Die erstandenen Bücher wechselten nämlich in der Folge – was immer die Veranlassung war – mehrheitlich unter der Hand ihre Eigentümer, so dass die vereinzelt in den Antiquariatskatalogen aufscheinenden Exemplare als eigentliche Raritäten angepriesen wurden. Dies wiederum bewirkte genau das, was nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage auch in anderen Bereichen die «Wunschobjekte» bekanntermassen in teils schwindelerregende Preiskategorien treibt.

Lag der offizielle Buchpreis (Subskription/Mitglieder/Nichtmitglieder) damals bei rund 50 Franken, zeigte sich plötzlich die potenzielle Käuferschaft bereit, auf dem «Schwarzmarkt» ohne Wimpernzucken gleich das Dreifache hinzublättern. Damit nicht genug! Der gebotene Höchstpreis - soweit mir bekannt, da direkt betroffen! - lag effektiv bei 450 Franken! Wohl bekomms!

Ein Neustart mit allem Drum und Dran

Dieses gewiss erfreuliche Interesse, das auch nach über 25 Jahren zumindest im heimischen Umfeld noch keine Erlahmungserscheinungen zeigt, beflügelte den Vorstand des «Gönnervereins der Kantonsbibliothek Uri» vor geraumer Zeit, eine Neuauflage des «hoffnungslos vergriffenen UMB» ins Auge zu fassen. Nach umfassenden Vorabklärungen, in die der Autor seine langjährigen Erfahrungen im Umgang mit Mundartwörterbüchern wie auch seine persönlichen Vorstellungen und Intentionen, basierend auf einer breiten Kontaktpflege mit dem reichhaltigen Kulturraum Uri, vollumfänglich einbringen durfte, wurde im Herbst 2008 unter Berücksichtigung eines Zeithorizonts von 5 Jahren bis zum Ab-

Ä(ä)bäheech m., n. Abb. 1

1. ebenerdig in den Hang gebauter Stall mit Pultdach. > *Äifäcker, Äischipf.*
2. Lawinenschutzkeil als aufgeschütteter Damm hinter einem vor Lawinen zu schützenden Objekt.
3. kleiner Mann.

[B. Furrer: Bauernhäuser, S. 204 f.; Id. 2,977; USB 11, 365]

LITERATURANGABEN

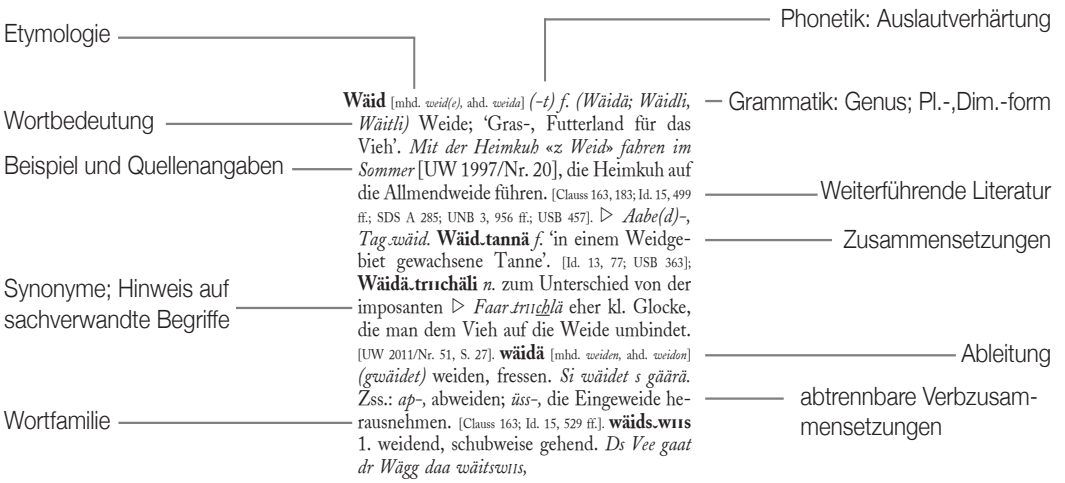
Felix Aschwanden, Walter Clauss, Urner Mundartwörterbuch. Herausgegeben von der Bibliotheksgesellschaft Uri in Verbindung mit dem Bund Schwyzertütsch. Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen. Band VIII. Altdorf 1982.

Die dritte, vollständig überarbeitete Auflage erscheint voraussichtlich im Herbst 2013.

Albert Hug, Viktor Weibel, Urner Namenbuch. Die Orts- und Flurnamen des Kantons Uri. 4 Bände. Herausgegeben von der Bibliotheksgesellschaft Uri. Altdorf 1988–1991.
Band 4 des Urner Namenbuchs enthält neben den Registern auch eine umfassende Einführung mit Karten und Bildern.

Felix Aschwanden, Landschaft zwischen Wildi und Zäämi. Uri und seine Mundart. Kulturgeschichtliches Sachwörter-Buch Band 1. Herausgegeben vom Verlag Volkshochschule Uri, vormals Bibliotheksgesellschaft Uri, in Verbindung mit dem Verein Schweizerdeutsch, vormals Bund Schwyzertütsch. Altdorf 1994. [= Band XIII der Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen].

Abb. 2: **INFORMATIONEN ZUM EINZELNEN LEMMA**



schluss des geplanten Unternehmens das Startzeichen zu einer kompletten Überarbeitung und Neuherausgabe des UMB gegeben.

Was wird anders im neuen UMB?

Ausgehend von der vielleicht für Aussenstehende etwas eigentümlich anmutenden Tatsache, dass die urnerische Benutzerschar erfahrungsgemäss über die Bedeutung und Anwendung eines Mundartausdrucks hinaus gerne auch etwas über dessen Vorgeschichte wissen möchte, war bezüglich Konzeption und Aufbau der einzelnen Wortartikel klar, dass – wenn immer möglich – einleitend zum jeweiligen Lemma ein kurzer etymologischer Hinweis geliefert wird. Klar war auch, dass dort, wo aufgrund der fehlenden Zugriffs- und vor allem Vorstellungsmöglichkeiten die Beschreibung eines Gegenstandes nicht mehr ausreichte, mit einer Illustration unterstützend Hilfe angeboten würde (vgl. Abb. 1). Da sich gerade in jüngster Zeit durch die erweiterten Internetzugriffsmöglichkeiten selbst auf Grosswerke wie «Die Alpen», «Geschichtsfreund», «Historisches Lexikon der Schweiz», «Idiotikon» etc. die Recherchierarbeit unter wissenschaftlich Tätigen und Hobbyforschern deutlich verändert hat, wollte man auch im künftigen UMB die entsprechenden Hinweise auf Sekundärliteratur etwas grosszügiger behandelt wissen (vgl. Abb. 2). Zudem sollte dank des glücklichen Umstandes, dass bei der Neupublikation umfangmässig von einer Maximalbegrenzung von 1000 Buchseiten ausgegangen werden darf, auch genügend Raum für erweiterte Beispielsätze (z. B. aus dem Umfeld der Volkskunde) zur Verfügung stehen. Überdies war man sich auch einig, dass das in fast drei Jahrzehnten angehäufte Wörtermaterial ohne Einschränkung in das bestehende Korpus eingebaut wird. Schliesslich ergab sich auch noch in der Schreibweise – trotz grundsätzlicher Beibehaltung der Eugen Diethschen Vorschläge – im Sinne einer Vereinfachung, aber auch aus Gründen der Unmissverständlichkeit insofern eine kleine Änderung, als die Lautgruppen *sp* und *st* im An-, In- und Auslaut konsequent als *schp* resp. *scht* aufscheinen, sofern nicht ausdrücklich *sp* resp. *st* gefordert ist (vgl. *äister*). Um das beschwerliche *Y, y* für geschlossenen i-Laut zu umgehen, ohne den offenen i-Laut mit einem zusätzlichen accent grave auszurüsten (vgl. Neues Baseldeutsch Wörterbuch), wurde für das zahlenmässig eindeutig in der Minderheit stehende geschlossene i ein eigenes Zeichen kreiert.

Das «Urnerisch»– kein Einheitsbrei!

Nun aber steckt bei allen Anpassungen an moderne editorische Gepflogenheiten und allfällige Verbesserungen hinsichtlich der Lesefreundlichkeit von

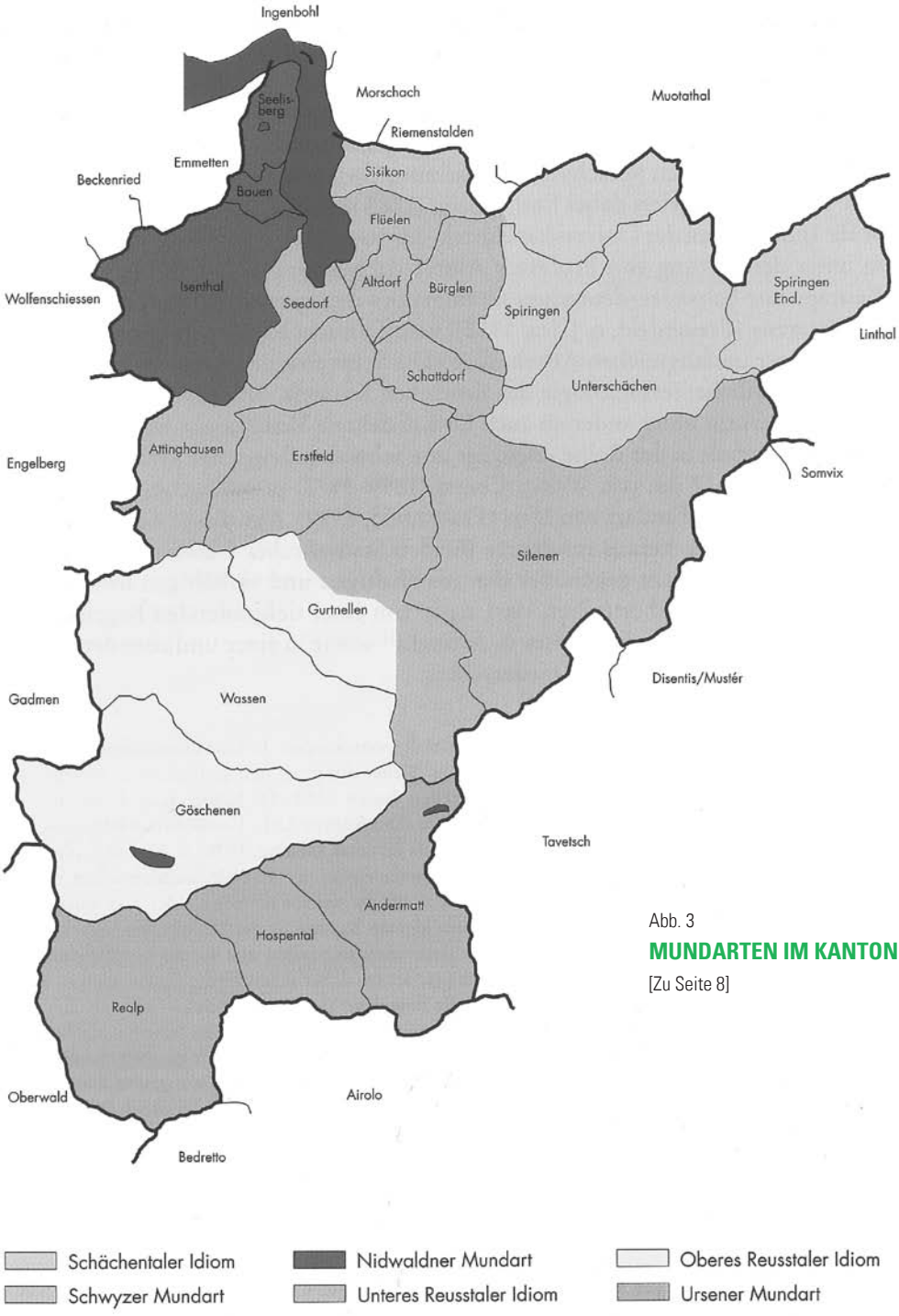


Abb. 3

MUNDARTEN IM KANTON URI

[Zu Seite 8]

Ursener Mundart
Oberes Reusstal Idiom
Unteres Reusstal Idiom
Schächentaler Idiom
Schwyzer Mundart
Nidwaldner Mundart

geschriebener Mundart ein unschöner lexikografischer Haken im Ganzen. Trotz der flächenmässig überschaubaren Grösse des Kantons Uri (ca. 1076 km²) und vor allem bei seiner bescheidenen Bevölkerungszahl von rund 35'000 Einwohnerinnen und Einwohnern sind hierzulande insgesamt 6 zum Teil recht unterschiedliche Idiome auszumachen (vgl. Abb. 3). Der vormalige Entscheid bei der Erstausgabe, es sei dem zahlenmässig am stärksten vertretenen Idiom und somit dem Reusstaler Dialekt der Vorrang zu geben, wollte diesmal nicht mehr stechen, zumal nach jüngsten Tendenzen nun auch im Reusstal wie im Schächental die einstmals altkurzen Vokale in ungedeckter Stellung «wieder» vermehrt kurz gesprochen werden. Dazu kommen die Besonderheiten, wie sie vor allem Sisikon (Einfluss von Schwyz), aber auch Seelisberg auf der anderen Seite des Urnersees (Einfluss von Nidwalden) und insbesondere das Hochtal Ursern mit seinem Walsereinfluss auszeichnen.

Alle Varietäten unter ein Dach bringen zu wollen, wäre sogar am vorgegebenen, grosszügig geplanten Buchumfang gescheitert. So behalf man sich mit einem kühnen Blick auf gezielte Beschränkung. Im Klartext: Mögliche Länge bzw. Kürze eines Vokals wurde mit Klammer signalisiert, währenddem spezielle Eigenheiten, wie sie z. B. in Ursern (*-oo-* für *-aa-* oder *-ou-* für *-oo-* etc.) oder Seelisberg (*-ui-* für *-ü(ü)-*) resp. Sisikon (*-uu-* für *-ü(ü)-*) auftreten, inskünftig in Kleindruck beim entsprechenden Lemma mitgeliefert werden.

Lexikografisch punkto Einordnung noch viel verzwickter bemerkbar machen sich jedoch nebst den positionsbedingten Verhärtungen ursprünglicher Sonorlaute (vgl. *Amsäli*, aber *Amsslä*; *Büäbäli* aber *Biäpli* etc.) die für einen Grossteil von Uri charakteristischen Entrundungen. Auch wenn im Grundsatz davon ausgegangen werden kann, dass die einzelnen Mundartausdrücke in sog. Wortfamilien erlebbar gemacht werden, mussten gerade wegen massiver Vokaldifferenzen ganze Wortgruppen auseinandergerissen werden. Als Beispiele seien genannt: *Fiässli – Füäss* / *freschnä – Frosch* / *gettlich – Gott* / *Greessi – grooss* / *hèlzig – Holz* / *leesä – loos* / *miätärlä – Müäter* / *resslä – Ross* / *sinnälä – sunnä, Sunnä* / *Ve(e)gäli – Vo(o)gel* / *wiätig – Wüät* etc.

Um trotzdem in solchen Situationen den Zusammenhalt wahren zu können, wird als Benutzerhilfe reichlich mit Querverweisen operiert. Nicht mithalten kann der Autor aber aus diversen Gründen mit der aktuell stark im Trend liegenden Schreibung von *w* resp. sogar *uw(w)* für in-, resp. auslautendes *l*: *viw Glick,* viel Glück / *bi myyner Seew,* bei meiner Seel! / *Wauwd,* Wald / *auwwi,* alle / *auwt* alt etc., auch wenn dies weitherum der lautlichen Gegebenheit entspricht.

Noch ein Wort zum Gewährspersonennetz

Auch beim Aufbau eines effizient funktionierenden Gewährspersonennetzes sind diesmal aufgrund früherer Erfahrungen teilweise andere Wege beschritten worden. Hatte man ganz in den Anfängen noch mit lose zusammengesetzten Gruppen von interessierten Leuten aus dem Volk gearbeitet, bevor es zu strukturierten Feldbegehungen und Einzelgesprächen mit rund 40 ausgewählten Dialektvertreterinnen und -vertretern kam, wird nun, weil ja der grösste Teil des Wörtermaterials bereits zur Verfügung steht, von einem guten Dutzend handverlesener Repräsentantinnen und Repräsentanten aus den

... so dass letztlich doch von einer wirklich repräsentativen Vertretung des Urner Volkes im Mundartwörterbuch gesprochen werden darf

verschiedenen Dialektregionen ausgegangen. Diese verfügen allesamt über ein grosses soziales Beziehungsnetz und können via E-Mail-Verbindung die anstehenden Fragen und Unsicherheiten vonseiten des Sachbearbeiters monatlich einer hoffentlich abschliessenden Lösung entgegenführen.

Zudem wird in den beiden einheimischen Zeitungen eine «Mundartecke» lanciert, in der – nebst sporadischen Einblicken in den Alltag eines Mundartwörterbuchmachers - laufend dialektale Ungewissheiten in vierzehntäglichem Rhythmus an die Leserschaft herangetragen werden. Wer darauf eine Antwort weiss, ist herzlich eingeladen, diese dem Autor via Mail, brieflich oder telefonisch mitzuteilen. Jede Reaktion wird mit einem «Los» verdankt, das in einer Wahlurne hinterlegt wird und dannzumal im Rahmen der Buchvernissage als eventueller Treffer bei der Ziehung von insgesamt 10 Gratisexemplaren zur Verfügung steht. Auf diese Weise ist zu hoffen, dass der Kreis potenzieller Gewährspersonen entscheidend erweitert wird, so dass letztlich doch von einer wirklich repräsentativen Vertretung des Urner Volkes im Mundartwörterbuch gesprochen werden darf.

.

Ausblick im Endspurt

Wie im 57 km langen NEAT-Tunnel seit dem Durchschlag der beiden richtungsgetrennten Röhren die bedeutsame Phase des Ein- und Ausbaus für gute 5 Jahre bis zur Betriebsbereitschaft ansteht, so erfordert auch die filigrane Arbeit am UMB selbst nach Abschluss des computermässig erfassten Gesamtmaterials noch ein hübsches Stück Zeit und Geduld. Nun geht es nämlich auf der Basis des INDESIGN-Programms zügig an die Überarbeitung, Korrektur, Ergänzung etc. des bestehenden Textes. Gleich danach folgt der entscheidende Schritt zur Drucklegung und am Tage X der erlösende Moment der ersehnten Fertigstellung. *Jää, gwiis äf Eer unt Säälikäit!* – da bleibt nur noch zu hoffen, dass bei der Herausgabe voraussichtlich im Herbst 2013 auch wieder eine so begeisterte Leser- und Benutzerschaft wie damals *mit gwunderfitzigän Äügä* bereitsteht.

Dieser Gratulationsvers des Malers und Dichters Heinrich Danioth ist dem schönen Band *Gschichta unt Liätli üs em Ürnerland* von Felix Aschwanden und Carl Waldis (Altdorf 1996) entnommen. Er begleitet eine Audio-CD mit Erzähltexten aus Sisikon, Seelisberg, Altdorf, Bürglen, Unterschächen, Gurtnellen, Göschenen und Ursern und einer köstlichen Auswahl von (*Lumpe)-Liädli*), ergänzt durch Porträts der Sprecherinnen und Sprecher und durch Hinweise auf die Dialekt-Eigenheiten ihrer Dörfer.

HEINRICH DANIOTH und sein Urner Krippenspiel von 1945

Mit seinem «Urner Krippenspiel» für das Altdorfer Marionettentheater schuf der grosse Urner Maler und Satiriker Heinrich Danioth (1896-1953) auch ein dichterisches Meisterwerk. Es in den historischen Aufnahmen der Hörspielfassung von 1945 oder der Neuinszenierung von Tino Arnold 1966 zu hören, ist ein besonderes Erlebnis.

Von Charles Linsmayer

Am Weihnachtsabend 1945, als es noch Brauch war, sich vor dem Radio zu versammeln wie später vor dem Fernseher, brachte Beromünster nach den Nachrichten und Mozarts Jupiter-Symphonie die Hörspielfassung des Urner Krippenspiels von Heinrich Danioth zur Uraufführung. Der Künstler, der seit dem Skandal um die Fresken am Bundesbrief-Archiv Berühmtheit erlangt hatte und vielen als Nebelspalter-Karikaturist ein Begriff war, trat damit erstmals auch ausserhalb des Urnerlandes als Dichter in Erscheinung.

Danioths Urner Krippenspiel ist im Oktober 1944 während eines unfreiwilligen Aufenthalts in einer eingeschneiten Alphütte entstanden. Angesichts der unmittelbaren Bedrohung durch die Schneemassen und der ferneren durch den Krieg müssen Danioth damals die Menschen wie hilflose Marionetten vorgekommen sein. Darum wohl konzipierte er sein Stück als Marionettenspiel und liess es in dieser Form am 14. Januar 1945 in Altdorf durch die eigens dafür gegründete Gruppe «Gelb-Schwarz» uraufführen.

Danioth verlegt das Weihnachtsgeschehen in die tief verschneiten Urner Berge seiner unmittelbaren Gegenwart. Maria und Josef sind Emigranten, die von den Häschern Bruno und Nero - Hitler und Mussolini! - in das einsame Bergtal gehetzt werden. In der Begegnung mit den Flüchtlingen kann sich der Wegknecht Joder, um dessen Seele Gott und Teufel eine Wette abgeschlossen haben, bewähren. Allerdings besteht der Urner die Probe nur ganz knapp: er schickt zwar die Emigranten nicht weiter, doch er weist ihnen nur seinen verlotterten Gaden zu, wo der «Scheibenhund» sie erschrecken wird. Wie es sich für die Gattung gehört, endet alles in Versöhnung. Bruno und Nero finden - dies ein Lob auf das Alpen-Réduit! - in einer Gotthard-Lawine den Tod, die drei Könige besuchen auf Skis das Jesuskind, der Welt wird der weihnachtliche Frieden verkündet, aber auch aufgetragen: *O öffnet eure Herzen weit / den vielen ungezählten / Verarmten und Gequälten!*

Das Stück zeichnet sich aus durch die meisterhafte Verwendung von Hochsprache und Dialekt. Mit deutlicher Anspielung auf den Missbrauch des Deutschen durch den Faschismus wendet es sich mittendrin demonstrativ dem Urner Dialekt zu und gewinnt in Passagen wie der Hass-Litanei des Teufels eine eindringliche Sprachgewalt.

Sein zweites bedeutsames Stück übrigens, das Lawinen-Hörspiel *Der sechste von den sieben Tagen*, hat Danioth 1951 dann ausschliesslich hochdeutsch geschrieben, weil ihm «das Menschliche diesmal wirklich über das Urnerische» ging.

Mit seinem Urner Krippenspiel von 1944/45 aber hat der in seiner Bedeutung noch immer unterschätzte Künstler Danioth einen wichtigen Beitrag zum Schweizer Mundarttheater geleistet und uns ein Stück hinterlassen, das auch heute noch auf unsentimentale Weise echte weihnachtliche Stimmung zu erzeugen vermöchte.

Aus: Charles Linsmayer, Autorenlexikon. www.linsmayer.ch/autoren.

Das Urner Krippenspiel liegt gedruckt vor in Band 2 von Heinrich Danioth, Werke in 3 Bänden, NZN-Verlag, Zürich 1973.(Literaturszene Schweiz).

TONAUFNAHMEN

Urner Krippenspiel. Radiofassung und Redaktion: Hans Haeser. Produktion SR DRS 1945. Dauer: 61 Minuten.

Heinrich Danioth, Das Urner Krippenspiel. Bearbeitet und inszeniert von Tino Arnold. Tonaufnahme. LP 33 UpM, 30 cm. Luzern, Fono-Gesellschaft 1966.

Den Link zur Radiofassung 1945 und eine Probe der Fassung 1966 finden Sie auf unserer Webseite www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

PEDRO LENZ
CHRISTIAN BRANTSCHEN

DER GOALIE BIN IG

Das Hörbuch zur edition spoken script 4

Der gesunde Menschenversand, 2011
Audio-CD, 4 CDs, 251 min.
ISBN 978-3-905825-31-2 CHF 39.00

Von Julia Bachmann-Schwarzenbach

Mein Mann kann meine Begeisterung für Pedro Lenz' Texte nicht verstehen. Mundart zu lesen findet er sowieso anstrengend, und wenn es sich dann noch um einen anderen Dialekt handelt –. Da kann ich noch lange rühmen, wie subtil die Texte und wie aus dem Leben gegriffen die Inhalte sind, kann beim Lesen noch so oft schmunzeln oder laut heraus lachen und kann die halbe Nacht durchlesen oder unwirsch reagieren, wenn ich bei der Lektüre gestört werde. Nützt alles nichts; das scheint einfach nichts für ihn zu sein.

Als aber letzthin die Kinder im Auto eingeschlafen waren und wir endlich die «Zoo-CD» der «Schlieremerchind» aus dem CD-Player nehmen konnten, legte ich Pedro Lenz' Hörbuch «Der Goalie bin ig» ein. Nach anfänglicher Skepsis liess sich auch Thomas auf das Hörerlebnis ein, tauchte ein in Musik, Text und Sprachmelodie, liess sich von Pedro Lenz und Christian Brantschen in die Welt des «Goalie» entführen. Es war mucksmäuschenstill im Auto. Wir fuhren durch die dunkle Nacht, hörten gebannt der melodischen Stimme und den kunstvoll in die Erzählung verstrickten musikalischen Klängen zu. Wir waren wie gefesselt. Dann hielten wir vor unserem Haus. Enttäuscht, schon zu Hause zu sein. Viel zu kurz kam uns die Reise vor; waren wir doch erst in der Mitte der zweiten von vier CDs angelangt. Eine Weile sassen wir noch im Wagen, versuchten uns aus der Geschichte auszuklinken, bevor wir die schlafenden Kinder ins Haus trugen.

Der «Goalie» gehe ihm nicht mehr aus dem Kopf, meinte mein Mann am nächsten Abend. Die Geschichte habe ihn berührt, er habe das Gefühl, er kenne ihn jetzt persönlich, er habe als Junge mit ihm Musik gehört und Fussball gespielt. Und genau solche «Adidas Roma»-Schuhe wie der Jugendfreund vom Goalie gehabt hat, hatte er sich seinerzeit auch sehnlichst gewünscht. Ach, übrigens – ob ich auf dem Weg zur Arbeit weiter gehört hätte? Nein, beruhigte ich ihn.

Pedro Lenz´ Buch «Der Goalie bin ig» ist sprachlich so reich und lebendig, dass es schon beim stillen Lesen in den Ohren klingt. So erstaunt es nicht, wenn der «Bund» schreibt: «... darf natürlich das Hörbuch nicht fehlen, zumal die Vorlage mit ihrem ebenso kraftvoll-plastischen wie kunstvoll arrangierten mündlichen Sprachgestus geradezu nach einer Audio-Version ruft» [12.10.2011]. Zum Glück ist das Hörbuch diesen Herbst nun erschienen; die Chance für Mundart-Lese-Muffel, sich für Pedros Texte zu begeistern, und eine kongeniale Ergänzung für all jene, die dem «Goalie» schon in gedruckter Form verfallen sind.

«Geschickt setzt Christian Brantschen die verschiedenen Motive ein. Mal fungieren sie als Nachhall auf den Text, mal als Einstimmung, häufig begleiten sie das Gelesene. Manchmal unterstützen sie die Stimmung, oft arbeiten sie aber auch dagegen» [Berner Zeitung, 29. 9 2011].

Wer hinein hören möchte in dieses gelungene Geflecht aus Sprache und Musik, die einstimmt, nachhallt, unterstreicht und widerspricht, kann dies übers Internet beim Spoken-World-Radio des «Gesunden Menschenversand»-Verlags tun: Auch weitere Spoken-Word-Autoren lassen sich dort anhören, die ein besonderes Faible für das Mündliche, für die Musikalität und den Rhythmus einer Sprache haben – für die Performance im Wort.

GERHARD MEISTER

Von Julia Bachmann-Schwarzenbach

„*Eigentlech nume normau*" dünkt mich, dass man beim Lesen des Inhaltsverzeichnisses von Gerhard Meisters «Viicher & Vegetarier» zuerst einmal die Stirn runzelt und sich fragt, worauf man sich gleich einlassen wird. Die kurzen Texte sind in Kapiteln zusammengefasst, die sich *Troumologisch*, *Noppe, düre-dekliniert*, *Verdrücke und verrume* oder *Viicher* nennen.

Was nun folgt, kommt mir vor wie eine Art Achterbahn der Lese-Gefühle. Von himmelhochjauchzend und begeistert, schlicht *eifach mega* bis ratlos, schockiert, kopfschüttelnd, fragend.

Gerhard Meister lässt in seinen Texten mehr oder weniger alltägliche Situationen zunächst dahinplätschern, nimmt uns mit zu einer Taufe, in ein Theater, einen Buchladen, eine Konditorei oder zu einer Hochzeit. Er lässt Menschen schlafen, essen, Reden halten und Schnecken beobachten. Aber plötzlich bekommen die Geschichten eine eigene Dynamik, laufen in einem horrenden Tempo ins Absurde oder in die absolute Katastrophe und lassen die Leserin mehr oder weniger im Regen stehen.

Jetz schtahni imene Buechlade u ghöre am Usgang es Piepe u gseh e Ma,wo eifach witer louft use uf d Schtrass. Dr Verchöifer hout ne zrügg, dr Ma muess ohni sini Täsche dür Kontroue, es piept, när ohni Schueh, es piept, när ohni Chleider, es piept, viellech dr Härzschrittmacher, seit dr Ma u lächlet hiufsbereit, dr Verchöifer reicht d Schäri u nimmt ne use, dr Ma geit dür Kontroue, es piept, ja, u im rächte Bei heig är no es paar Granatschplitter us em Chrieg, seit dr Ma, dr Verchöifer hout em ds rächte Bei ab, dr Ma humplet dür Kontroue, es piept, dr Verchöifer fluecht, är sig doch ke Metzger, dr Ma meint, es tüei ihm leid, dass em das erscht jetz i Sinn chömm, är chönn nämlech es paar Gedicht uswändig u viellech gäbi die ja a i sim Chopf, dumms Züg, seit dr Verchöifer, hout em dr Chopf ab u schtüpft ne wie ne Schuttbaue dür Kontroue, es piept. (S. 13)

Nicht alle Texte sind in schwarzem Humor abgefasst. Aber alle lassen einen irgendwo hängen zwischen Schmunzeln und Schock, zwischen Realität und Absurdität. Das macht das Lesen dieser Texte interessant und spannend, es lässt einen ständig fragen, wohin die nächste Situation uns führt. Meist nicht dorthin, wohin man es erwartet. Wie bei der Schilderung einer Hochzeit, bei der alles langweilig ist, bis: *...dr Brütigam verlürt ds Gliichgwicht u gheit hingerdsi i d Hochzitsturte iche u schlaht dr Chopf ar Tischkante uf, u ds Bluet drückt rot unger dr Nidle füre, u d Brut nimmts elektrische Tranchiermässer u zerleit dr Brütigam u git aune es Schtück uf e Täuer, u mit dr Schtimmig geits a däm Hochzit jetz rasant bärguf...* (S. 54)

VIICHER & VEGETARIER
edition spoken script 7

Genau so überraschend, aber feinfühlig und liebevoll beschreibt Meister *ne schöne, warme Summerabe, u i bi echli desume schpaziert, echli dür d Schtadt u när am See entlang, ja, und bi när so amene Glaceschtang verbi cho u ha gmerkt, dass i Gluscht uf Glace ha u bi häre u ha gluegt, wie viu ei Chugele choschtet u wie viu zwo u ha dänkt, i nähm zwo u ha überleit, was i söu näh, öb Vanille oder Mogga oder Ketschöp, ja es het o Ketschöpglace gha, Pommfritglace, Salamiglace, aus hesch chöne ha, u i eim vo dene Glacechübele hets sogar no so ne ganz schpezieui Glace gha, blau isch die gsi mit wisse Schliirge u so häubruune Fläcke u isch mit Wäut agschribe gsi.* Schliesslich hat er eine *Ketschöp- u ne Wäutchugele uf sim Bisquitcornet obe gha* (S. 41). Die Analogie von der Kugelgestalt der Welt und der des Cornets ist witzig und gekonnt. Doch was passiert, wenn man die Schweiz wegschleckt? Und was, wenn man dabei das Matterhorn nicht ganz sauber erwischt? Was vor allem, wenn das Gipfelkreuz in der Zunge stecken bleibt? Zum Glück gibt es, wenn man seine Zunge weit rausstreckt, zur Abkühlung noch einen Schleck von der *Mondchugele*!

Nicht nur, dass absurde Texte und lustige Weltkugeln verdaut werden müssen, dem Thema Essen und Verdauung ist ein ganzes Kapitel *Verdrücke u verrume* gewidmet. In peinlich genauen, witzigen Beschreibungen ist zu lesen, worüber niemand sonst spricht, überlegt sich, wie die Verdauung genau funktioniert, wie sich eine Ameise wohlt fühlt, wenn der Peterli sie verschluckt hat, was mit *de abbissnige Finger- u Zeienägu passiert u was mit dene Sache, wo eim bim Nasegrüble begägne* und wie es einem Vegetarier, der *schtatt Fleisch nume Pflanze frisst*, im Botanischen Garten geht, wo *jedes Bluemebeet es Feschbankett isch.*

Du bisch o ne Kalkschwamm, e Glasschwamm, e Hornkieselschwamm u nes Bluemetier, o wets grad echli schwierig fingsch im Momänt u nid rächt weisch, wie das söu gah. U gäng guet schnufe. ... Wetsch mau grunze? So richtig töif us dir use grunze? De machs. U jetz wird grunzet und quietscht u natürlech o glachet ... (S. 149). Gelacht habe ich nicht nur bei der tierischen Meditation, sondern bei den meisten von Meisters Texten. Die Achterbahn der Lese-Gefühle ist wie auf der Chilbi; das was als Nachhall bleibt, ist das erlebte Tempo, der Adrenalinschub. Dass man dabei *töifer ids Loch* gefahren ist, als einem vielleicht lieb ist, und es einem sogar ein ganz klein wenig übel geworden ist, beim Lesen, ist vergessen. Was bleibt ist, dass man gelacht hat und mitgewirbelt worden ist.

Gerhard Meister, geboren 1967 im Emmental, lebt als freier Autor in Zürich. Er schreibt Theaterstücke, Hörspiele und Spoken-Word-Texte. Als Mitglied des Spoken-Word-Ensembles «Bern ist überall» hat Meister vier CDs bei Menschenversand veröffentlicht. Von 1996 bis 2003 war er zusammen mit Andres Lutz als Bühnenduo «Geholten Stühle» unterwegs. Zahlreiche Auszeichnungen, u.a. Salzburger Stier und Literaturpreise von Stadt und Kanton Bern.

Gerhard Meister, Viicher & Vegetarier.
Verlag Der gesunde Menschenversand 2011.
Taschenbuch, 168 Seiten.
CHF 23.00
ISBN 978-3-905825-33-6

GESEHEN GELESEN GEHÖRT

«The Sound of Winterthur»

KLANG. Das Jubiläumsmagazin des «Landboten»

Zu seinem 175-Jahr-Jubiläum hat der «Landbote» seiner Ausgabe vom 1. Oktober 2011 ein Sonderheft KLANG beigelegt. Vom Musikkollegium Winterthur ist da die Rede, von der Musikszene, von verstummten Geräuschen, von Stimmen aus dem Off – und vom Dialekt «*Wer niid säit, isch gschiid*». «In Winterthur spricht man ‹Züritüütsch›, und doch unterscheidet sich der hiesige Dialekt von der ‹Zürischnure›. Winterthurern aufs Maul geschaut.» Dies ganz wörtlich mit fotografierten Lippenstellungen bei den Wörtern *Bä-s-e, Bè-s-e Sch-wüm-bi* und *Ba-d-i.* Und auf der Webseite des Landboten sind sie auch zu hören, die Klänge: Die Walcker-Orgel in der Stadtkirche, die Rockband «Eluveitie» und als Dialektexempel eine Erinnerung von Charlotte Pedergnana: *Womer dSackgebüür iigfüert händ,* mit einer köstlichen Schilderung der Zustände auf den Winterthurer Trottoirs in den letzten Tagen mit Gratisabfuhr [www.landbote.ch/175jahrelandbote/klang].

Geografische Namen auf den Landeskarten

Im August 2011 hat das Bundesamt für Landestopografie swisstopo neue «Weisungen betreffend die Erhebung und Schreibweise der geografischen Namen der Landesvermessung und der amtlichen Vermessung in der deutsch-sprachigen Schweiz» erlassen. Auf die jetzt gültigen Grundsätze und Regeln der Schreibweise sowie die Zuständigkeiten und das Verfahren bei der Festlegung der Lokalnamen werden wir in Heft 1/12 von SchweizerDeutsch eingehen.

ALLEGRA • *ALLEGRI*

Die einzigartige Kulturwoche

Sämtliche Streichquartette von Beethoven live mit dem Allegri Quartet London im Engadin

«Allegra» sagen sie im Engadin zum Gruß – und «Allegri» ist der Name jenes Streichquartetts, das die Londoner Kritik als «England's most respected quartet» bezeichnet.

ALLEGRA • *ALLEGRI*

Vom 15. bis 21. September 2013 weilt das Allegri Quartet im Engadin und führt alle 17 Streichquartette von Beethoven auf.

Konzertorte sind bedeutende Kirchen im Untergadin wie Scuol, Tarasp, Ftan, Guarda, Ardez.

Unterkunft: Hotel Belvedere in Scuol mit Thermalbad und Wellness

Transfer oder Wanderungen zu den Konzertorten
Landschaft und Bewegung
Vorträge von wissenschaftlichem Format
Probenbesuche, Kontakte mit den Künstlern

Subskriptionspreis bis Juni 2012. Verlangen Sie unsern Prospekt per Email:
allegri@alfredvogel.ch oder per Post:
A.Vogel, Postfach 111, 8460 Marthalen

DIALEKT*isch*+
Was Dialekt ist

Mit Kolumnen von Bettina Weber, Christoph Fellmann, Christoph Schneider, Martin Ebel, Edgar Schuler, Florian Keller, Paul Imhof, Guido Kalberer, Alexandrea Kedves, Marianne Siegenthaler, Paulina Szczesniak, Roger Zedi, Res Strehle, Simone Meier, Susanne Kübler, Ulrike Hark

Von Ruedi Schwarzenbach

«Exemplarisch, präzis und witzig» habe ich mir bei der Kolumne über den **Gwaggli** an den Rand notiert. Geradezu dialektisch geht dieses «Dialekt*isch*» hier vor: wie es den *Gwaggli* mit *weder – noch* zuerst von der Fasnachtslarve und dem Politstrategen absetzt und ihn dann vor dem Umhauen und einem schlechten Ruf in Schutz nimmt. Säuberlich wird anschliessend mit den Mitteln der Komparation abgestuft:: «deutlich geringer» ist des *Gwaggli* Versäumnis, «höchstens» wackelt er einmal mit dem Kopf, und gesteigert wird er, der *Gwaggli,* über den *Lappi* zum *Idi*. Eitel Vergnügen, wie hier eine Wortbedeutung gedanklich umsichtig abgesteckt und mit Alltagssituationen veranschaulicht wird. In jedem Gedankenschritt ist der Text klar und nachvollziehbar – und bringt uns genau auf die Bedeutung, in der wir diesen *Gwaggli* auch selber brauchen. Nur ist mir noch nie so klar geworden, was da alles in diesem Wort steckt.

«Individuell oder regional?» habe ich zur Glosse **I d'Möscht** angemerkt und das anfängliche Fragezeichen gestrichen. Denn in meinem Sprachgebrauch verwende ich *i d'Möscht* synonym zu *[es gaat öppis] i d Hose*, also «es geht etwas daneben». Im Wortschatz der Autorin aber geht es in einem andern Sinn um «Flüssiges», wenn man *i d'Möscht* geht: «Dann zieht man nämlich so ein wenig um die Häuser und löscht seinen Durst mit allerhand Getränken». Hier hat Most halt nicht mit seiner Herkunft aus minderem Abfallobst zu tun, sondern mit seiner Hauptbedeutung als Getränk. Die Sprache hat im Dialekt von (bwe) einen andern Weg genommen als in meinem, kreativ wie sie ist im Münzen und Ummünzen von Bedeutungen.

Ein köstliches Beispiel für sprachliche Kreativität ist **Im Schissächerli guuget** von (cf) . «Dieser schöne Dialektausdruck ist nicht aus alten Zeiten überliefert, sondern eine Erfindung der Moderne: Franz Hohler war es, der in seinem ‹Totemügerli› davon berichtete, wie es dem Schöppelimunggi ‹böös im Schissächerli guuget› hat. Kein Wunder, hat es die Wendung da und dort in den alltäglichen Sprachgebrauch geschafft: ein lieblicheres Bild dafür, dass sich Ärger anbahnt, hat es vermutlich in allen Sprachen der Welt noch nie gegeben.»

DIALEKT*isch*+
Was Dialekt ist

Herausgegeben von Guido Kalberer
In Zusammenarbeit mit dem
Tages-Anzeiger
Zürich 2011, Dörlemann Verlag.
ISBN 978-3-908777-69-4 CHF 19.80

Gwaggli Nein, der Gwaggli ist weder die berühmte Basler Fasnachtslarve noch die besonders liebliche Umschreibung für einen wankelmütigen Politstrategen. Ein Gwaggli ist ein naher Verwandter des Lappi, wenn auch sein Versäumnis ein deutlich Geringeres ist. Ein Gwaggli macht Dinge, die ihn weder umhauen noch seinen guten Ruf ins Wanken bringen. Höchstens, dass der Gwaggli über sein eigenes Ungeschick ein wenig mit dem Kopf wackelt, wenn er auf dem Weg in die Kantine merkt, dass er sein Portemonnaie vergessen hat. Ein Lappi aber, wer dasselbe zu Hause hat liegen lassen. Und, um die Intensität des Ungeschicks noch zu steigern: ein Idi, dessen Portemonnaie am Billettautomaten liegen bleibt. (cf)

I d'Möscht Es geht in der Tat um Flüssiges, wenn man i d'Möscht geht. Dann zieht man nämlich so ein wenig um die Häuser und löscht seinen Durst mit allerhand Getränken alkoholischer Art und ist überhaupt sehr ausgelassen. Dazu gehört selbstverständlich auch, dass man es übertreibt, zu spät ins Bett kommt und am Morgen einen schweren Kopf hat. Aber dem Gemüt, dem geht es richtig gut. (bwe)

Keine Kolumne hat bisher so viel Resonanz gefunden wie diese wenigen Sätze und Gedanken zu einem Dialektwort. Der Befund zeigt: Je näher die Dinge liegen, desto mehr Leute sehen sie. (Aus dem Vorwort)

Lugge Wo etwas lugget, da ist ein Ende der Büez abzusehen. Lugge ist denn auch meist mit einem dankbaren Stossseufzer angereichert, etwa als «Ah, es lugget!». Da geht eine Arbeit ganz absehbar zur Neige und über in eine Erleichterung. Da tun sich Lücken auf im Berg der Kartoffeln, die geschält werden müssen, da sieht man endlich wieder den Himmel durch die geputzten Scheiben, das Ende eines Textes auf dem Computerbildschirm oder das Wochenende nach mühselig beladenen Tagen. Und deshalb ist lugge immer von Neuem eins der schönsten Wörter überhaupt. (sme)

Haudere »Muesch nöd haudere«, wurden wir schon als Kinder ermahnt, wenn wir eine – meist ungeliebte – Arbeit möglichst rasch hinter uns bringen wollten. Schulaufgaben machen zum Beispiel oder Teller abtrocknen. Denn wer hauderet, der konzentriert sich nicht richtig, gibt sich keine Mühe und will einfach nur schnell fertig sein. Kurz: Es kommt nur etwas Halbbatziges dabei heraus. Und als Kinder mussten wir uns deshalb oft noch einmal dahintermachen. Was aber für viele inzwischen Erwachsene kein Grund ist, nun nicht mehr z'haudere – und sie deshalb viel Zeit damit verplempern, die dadurch entstandenen Fehler oder Mängel wieder zu korrigieren. (ms)

Lugge ist ein besonders schönes Beispiel dafür, wie diese Sprachglossen den Wörtern im Leben nachspüren: bei der Büez, beim Kartoffelschälen, beim Fensterputzen, beim Texten am Computer, und wie Gefühle mitschwingen und Werte – auf einmal ist mitten im Zeitungsalltag von «schönen» Wörtern, ja «von einem der schönsten Wörter überhaupt» die Rede.

Am Anfang der «Dialekt*isch*»-Kolumnen war eine Sitzung der Kulturredaktion des Tages-Anzeigers, in der die Idee, «einige Wörter und Begriffe unseres Dialekts in Kürzestform vorzustellen», spontan Anklang fand. Zur Sammlung, die jetzt als rotes Büchlein (schon in zweiter, erweiterter Auflage) vorliegt, haben 16 Autorinnen und Autoren beigetragen, aus der halben Deutschschweiz, von Zeinigen über Luzern bis nach Schaffhausen, von Wangs über Winterthur bis nach Zürich – vieles kann verschieden heissen, je nach Dialekt und Region. «Die Sprachbetrachtungen sollten bewusst subjektiv sein, gefärbt von der Mentalität des jeweiligen Landesteils, aus dem der oder die Schreibende stammt. Wir strebten weder ein tägliches *Idiotikon* noch wissenschaftlich verbrämte Analysen an. Was dann jedoch eintrat, hat uns überrascht: Die Leserinnen und Leser haben schon nach wenigen Tagen begeistert auf die neue Rubrik reagiert, und bis heute ist das so geblieben.»

Gäbe es einen Preis 2011 für Sprachpflege in der deutschen Schweiz – das Team des Tages-Anzeigers hätte ihn verdient.

Ein kleines Lehrstück über den Spracherwerb von Kindern ist die Kolumne **haudere.** Einfühlsamer und präziser könnte man nicht zeigen, wie differenziert die Begriffsbildung in diesem Alter sein kann. Schade, sind solche Kolumnen nicht wahrgenommen worden, als es im letzten Juni um die Mundart im Kindergarten ging: Denn solches war gemeint, wenn von der Bedeutung der Mundart für die Sprachbildung im Vorschulalter die Rede war.

Mundart und Hochdeutsch in der Schule

Nochmals zum «Handbuch Hochdeutsch»

Vgl. Heft 2/11

Von Ruedi Schwarzenbach

Paradigmenwechsel

Bis 2005 lag dem Lehrplan der Zürcher Volksschule eine ausgewogene, auf die Sprachsituation und die Sprachbildung gleichermassen abgestimmte Zielsetzung zu Grunde:

Für die individuelle Entfaltung der Persönlichkeit und auch für das spätere Berufsleben ist eine differenzierte Ausdrucksfähigkeit in Mundart und Hochdeutsch von grosser Bedeutung. Zum Bildungsauftrag der Schule gehört deshalb die Förderung der Ausdrucksfähigkeit in beiden Sprachformen.

2005 strich der Bildungsrat in dieser Zielsetzung den Bezug auf die Mundart und reduzierte sie einseitig auf eine «umfassende Förderung der standardsprachlichen Kompetenz»:

Durch konsequenten Gebrauch von Hochdeutsch in allen sprachlichen Handlungsbereichen (Hören und Sprechen, Lesen, Schreiben) wird die standardsprachliche Kompetenz umfassend gefördert.

Der Umsetzung dieses Paradigmenwechsels in die Praxis dient das 2007 erschienene «Handbuch Hochdeutsch» mit seinen «Grundlagen, Praxisberichten und Materialien zum Thema Hochdeutschsprechen in der Schule».

«Sprechen und Schreiben sind zwei Paar Schuhe»

Gab es einst in Stilbüchern und in der Sprachdidaktik die Devise: «Schreib, wie Du sprichst», so gilt heute der Schlüsselsatz «Sprechen und Schreiben sind zwei Paar Schuhe». Er weist auf die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit hin, wobei das Handbuch am Beispiel von Chats und SMS auch aufzeigt, wie sich diese Grenze heute aufweicht. Die Beiträge «Wir sprechen anders als wir schreiben» und «Register der Mündlichkeit: ein Vortrag ist anders als ein Pausengespräch» zeigen aber die grundsätzliche Gültigkeit des Satzes von den beiden Schuhen an den Beispielen einer Textanalyse und einer Textsortenbestimmung im Praxisteil konkret auf.

Während die Schreibschulung in diesem Handbuch sinnvollerweise ausgeblendet bleibt (obwohl sie in der Unterrichtspraxis mit der Sprechschulung Hand in Hand geht), misst es dem Vorlesen oder «Gestaltenden Lesen» (S. 62) zu Recht grosse Bedeutung zu. Der Beitrag «Hochdeutsch-Bühne: Bücherclub» beispielsweise berichtet aus der Praxis mit einer zweiten Klasse und veranschaulicht die bewährte Bedeutung des Sprechens in Rollen und Szenen und des Vorlesens für die Förderung der (Hochdeutsch-)Sprechkompetenzen.

«Fenster in die Praxis»

Überhaupt bringt das Blättern in den «Bausteinen für den Unterricht» auf Schritt und Tritt eine Bestätigung guter alter Erfahrungen aus vier Jahrzehnten Unterrichtspraxis und sprachdidaktischer Reflexion[1]. Beispielsweise in der kontrastiven Arbeit mit Mundart- und Hochdeutschwörtern («Wörterplakate», S. 139), wobei die Gemeinsamkeiten ebenso wichtig sind wie die Unterschiede. Oder Sprachspiele mit Reihenmodellen und stereotypen Ergänzungsfragen («Interaktionsspiele mit hohen Redeanteilen» S. 147), Miteinander über Bilder, Texte und Themen sprechen, Medientexte nachsprechen und umgestalten, Texte in verschiedener Art und Weise lesen – vgl. die «Postenarbeit» auf S. 175. (Eine Übersicht über die vielfältigen Unterrichtsmaterialien des Handbuchs und seiner CD und DVD findet sich auf den Seiten 65-70.)

Für die individuelle Entfaltung der Persönlichkeit und auch für das spätere Berufsleben ist eine differenzierte Ausdrucksfähigkeit in Mundart und Hochdeutsch von grosser Bedeutung.

Lehrplan der Zürcher Volksschule bis 2005

«Bausteine für die Schulentwicklung»

Ein Schwergewicht des Handbuchs liegt auf der Arbeit an den Einstellungen: «Einstellungen beeinflussen die sprachliche Praxis und das sprachliche Lernen» heisst ein Kapitel, ein anderes «Selbstbewusstes Schweizer Hochdeutsch».

In den «Bausteinen für die Schulentwicklung – Anleitungen für schulinterne Weiterbildungen» werden beispielsweise Fragen wie die folgende zur Diskussion gestellt:

Welchen Platz hat gesprochenes Hochdeutsch in meinem Alltag?

Dass wir Hochdeutsch lesen und schreiben, gehört zu unserem beruflichen und privaten Alltag als Lehrpersonen in der Deutschschweiz. Die Selbstverständlichkeit, mit der wir mit geschriebenem Hochdeutsch umgehen, trifft aber nicht unbedingt auch auf gesprochenes Hochdeutsch zu. Die oft sehr unterschiedlichen Einstellungen zu gesprochenem Hochdeutsch hängen stark mit individuellen Erfahrungen zusammen. Mit diesem Baustein möchten wir dazu anregen, dass im Schulhausteam solche Erfahrungen ausgetauscht und reflektiert werden.

Solche Einblicke in die Weiterbildungsarbeit zeigen, wie sehr das «Handbuch Hochdeutsch» auf Motivation und Umdenken bei den Lehrerinnen und Lehrern setzt und sie in die Verantwortung für die Förderung der mündlichen Hochdeutschkompetenz führt. In den Berichten über Unterrichtssequenzen ist nachzulesen, wie sich auch mit den Schülern an den Einstellungen arbeiten lässt. Abgeholt werden sie bei vorgefassten Meinungen, beispielsweise

Ich finde es nicht gut, wenn wir miteinander Hochdeutsch sprechen müssen, weil ...

- ich nicht gern Hochdeutsch spreche
- ich es zuhause nicht spreche
- es dem Mund weh tut
- ich diese Sprache nicht schön finde
- es einen verwirrt (Seite 157)

Die Praxisberichte in den «Bausteinen für den Unterricht» sind von Erfolgserlebnissen geprägt, vermitteln attraktive Muster und spornen an, einen im eigenen Unterricht vielleicht vernachlässigten Bereich neu zu beleben.

Eine «differenzierte Ausdrucksfähigkeit auch im mündlichen Bereich»

verlangt das Zürcher Lehrziel 2005. Warum schränkt es die Forderung im nächsten Satz gleich auf die hochdeutsche Sprechkompetenz ein – obwohl die Mundart für die individuelle Entfaltung der Persönlichkeit und auch für das spätere Berufsleben mindestens so wichtig ist wie das Hochdeutsche? Wenn die Mundart über ein ausdifferenziertes und leistungsfähiges System der Mündlichkeit verfügt – warum sie nicht ebenbürtig gelten lassen? Wenn das Kind elementare Teile seiner Begriffs- und Sprachwelt in der Mundart erwirbt: Warum diese Kompetenzen nicht einbeziehen und auch in der Hochdeutschdidaktik auf Synergien bauen?

In ihren «Dialekt*isch*»-Kolumen zeigt die Kulturredaktion des Tagesanzeigers, welchen Sitz ein Dialektwort im Leben haben kann (in diesem Heft S. 15-16). Hochdeutschsprechen in unseren Schulen kann, wie das «Handbuch» eindrücklich zeigt, sicher nur gewinnen – aber nicht auf Kosten der Mundart.

[1] Unterrichtet hat der Rezensent vor allem auf der Mittelschulstufe. Die besten sprachdidaktischen Grundlagen dafür hat ihm die Zürcher Primarlehrerausbildung 1959 vermittelt.

Claudia Neugebauer und Thomas Bachmann, Handbuch Hochdeutsch. Grundlagen, Praxisberichte und Materialien zum Thema Hochdeutschsprechen in der Schule. Zürich 2007.
ISBN 978-3-03713-264-7 CHF 103.10.

S Nöi Teschtamänt Züritüütsch

Seit 1997 liegt das ganze Neue Testament in der zürichdeutschen Übersetzung von Pfarrer Emil Weber (1935–2007) vor. Die 2011 erschienene dritte Auflage wird hier von Dr. Stina Schwarzenbach, Germanistin und Pfarrerin, besprochen.

Us em Griechische übersetzt
vom Emil Weber
3. Auflage 2011
521 Seiten. CHF 26.-
ISBN 978-3-906561-34-9

Es dauert einen Moment, bis man das blaue Buch mit dem weissen Spickel als Bibel erkennt. Dass es sich um ein Werk in Mundart handelt, wird auf den ersten Blick klar, und auch das Wort *Züritüütsch* erkennt man schnell einmal. Aber *S Nöi Teschtamänt* ist doch ein sehr ungewohntes Wortbild.

Und schon ist man mittendrin in der Herausforderung, die eine erste Beschäftigung mit diesem wie mit allen Mundartbüchern bietet. Man muss das erst mal lesen können. Emil Weber schreibt phonetisch und richtet sich weitgehend nach der Dialektschrift von Eugen Dieth. Ist man im Vorwort bis zu dieser Erläuterung gelangt, hat man sich auch schon fast ans Lesen gewöhnt. Über gewisse Stellen stolpere ich allerdings immer noch, und ich frage mich, ob es bei einem Text, den man zum Teil wörtlich in den Ohren hat, vielleicht speziell viel Übung braucht. Dem Verfremdungseffekt durch das ungewohnte Schriftbild steht die heimelige Nähe gegenüber, die der eigene Dialekt mit sich bringt.

Auch inhaltlich ist vieles ungewohnt. Es beginnt bereits beim Inhaltsverzeichnis. Bei Emil Weber gibt es kein Matthäusevangelium und keinen Johannesbrief. Es gibt nur das Evangelium – *vom Mattäus, vom Markus, vom Lukas und vom Johannes verzelt*. Und es gibt *de Brief ad Galater* und *de Brief vom Johannes*. Das empfinde ich als hilfreich, weil von Anfang an klar ist, ob es sich bei den Eigennamen um Adressaten oder um Autoren handelt. Da würden auch meine KonfirmandInnen sofort verstehen, dass und warum es vier Evangelien gibt oder wer Markus war. Sowieso würden sie vieles in dieser Bibel besser verstehen als in den hochdeutschen Ausgaben. Die biblischen Geschichten fangen an zu leben und bekommen eine Konkretheit, wie sie sie auch für mich in keiner der gängigen Übersetzungen haben. Insbesondere dann, wenn man Webers Rat beherzigt, laut vorzulesen. Tatsächlich würde ich aus dieser Bibel gern auch meinen kleinen Kindern vorlesen; der Umweg über eine vereinfachte, gekürzte Version einer Kinderbibel scheint mir hier gar nicht mehr nötig. Als hilfreich empfinde ich auch die oft unkonventionellen Zwischentitel sowie den Hinweis, dass diese nicht zur griechischen Vorlage gehören.

Emil Weber hat schon recht, wenn er sagt, dass die Bücher des Neuen Testaments dann am ehesten fürs Herz sein können, wenn sie sprachlich so daher kommen, wie uns das Herz auf der Zunge liegt.

Nähe zum Urtext

Überhaupt lohnt es sich, das Vorwort zu lesen. Emil Weber formuliert darin klar, was er mit seiner Übersetzung bezweckt. Soll man die Bibel auf Mundart übersetzen, darf man das, und wie soll man dabei vorgehen, fragt er sich. Und liefert mit den Antworten eine gute Leitlinie für die Beschäftigung mit seiner Übersetzung. Emil Weber übersetzt nicht aus einer hochdeutschen Vorlage, sondern, wie bereits auf dem Buchdeckel hervorgehoben, direkt aus dem griechischen Urtext. Das ist wertvoll, denn es ermöglicht Perspektiven auf den Text, die im Hochdeutschen durch die Übermacht der Übersetzungstradition verstellt sind. Der Rückgriff auf den Urtext macht dieses Büchlein zu etwas Eigenständigem, eben zum zürichdeutschen Neuen Testament.

Die Nähe zur Vorlage ist Weber wichtig – inklusive aller Ecken und Kanten der Vorlage, wie er im Vorwort festhält. Das merkt man zum Beispiel daran, dass er den Plural des griechischen *basileia ton ouranṓn* übernimmt und das sonst im Deutschen

Weber will keinen Heimatschutz für Zürichdeutsch betreiben. Er möchte eine aktuelle Gebrauchssprache verwenden; so, wie es das Griechische zur Entstehungszeit des Neuen Testaments war.

übliche «Himmelreich» durch *s Riich vo de Himel* ersetzt (z.B. in den Seligpreisungen der Bergpredigt, Mt 5,3). In einem anderen Punkt wird das Bedürfnis nach Genauigkeit hingegen nicht erfüllt: Es gibt keinerlei Randglossen oder Fussnoten. Die alttestamentlichen Zitate sind nur durch kursiven Druck kenntlich gemacht, eine Stellenangabe fehlt gänzlich. Ich vermute, dass diese Reduktion der Lesbarkeit geschuldet ist, vermisse aber gewisse minimale Hinweise.

Nähe zu den Lesern und Hörerinnen

Neben der Nähe zum Urtext ist Weber die Nähe zu den Lesenden wichtig. Er will mit Luther den Leuten «auf das Maul schauen». Weber hält ausdrücklich fest, er wolle keinen Heimatschutz für Zürichdeutsch betreiben. Er möchte eine aktuelle Gebrauchssprache verwenden; so, wie es das Griechische zur Entstehungszeit des Neuen Testaments war. Gelingt ihm das? Widerspricht Verschriftlichung von Mundart nicht per se deren Lebendigkeit?

Mein Eindruck ist, dass Emil Weber diesen Anspruch über weite Strecken tatsächlich erfüllt. Sein Zürichdeutsch wirkt echt und recht modern. Für mich manchmal sogar zu modern. Etwa in einzelnen unnötigen Pluralendungen (*Gmäindene*, Offb 1,4; *Synagoogene*, Lk 21,12) oder in der Verwendung der Modalverben *möcht* und *will* (statt *wett* und *wott*). Dafür gefällt mir die Genauigkeit in der Wahl der Mundartausdrücke. Zum Beispiel in der Geschichte vom blinden Bartimäus (Mk 10, 48), wo die Umstehenden den Blinden *apfured*, als er laut nach Jesus ruft. Oder dass die Sünderin bei Lukas (Lk 7,38) *briegget*, während es über Petrus heisst, er habe bei der Verleugnung *gottsjämmerli prüelet* (Mt 26,75). An dieser Stelle kommt das Thema Mundart übrigens explizit zur Sprache. Petrus verleugnet zwar, zu Jesus zu gehören, aber seine sprachliche Zugehörigkeit kann er nicht verstecken: *Würklich, au duu bisch äine vo dene, diin dialäkt tuet dich nämli verraate!* Wobei mich, nebenbei gesagt, hier sprachlich die Umschreibung mit *tun* stört.

Und manchmal muss man auch einfach schmunzeln. Zum Beispiel, wenn Jesus den beiden Marien am Grab *grüezi seit* oder die Engel plötzlich zürichdeutsch reden. Und dann erst noch so etwas sagen wie *Du muesch nöd de Tatteri haa, Zacharias!* (Lk 1,13) oder zu Maria *Du häsch bi Gott en Stäi im Brätt* (Lk 1,30). Dafür wird eine Stelle wie *unter den Menschen seines Wohlgefallens* (Lk 2,14) leichter verständlich durch die wenn auch umständliche Mundartform *under de Mäntsche, won er Froid an ene hät*.

Konkret und abstrakt

Geschichten erzählen kann man gut auf Mundart. Das gilt für die Erzählungen der Evangelien genauso wie für andere Geschichten. Die Mundart bringt die verloren gegangene Mündlichkeit dieser Texte zum Tragen. Das ist nicht nur für die biblischen Geschichten ein Gewinn, sondern auch für die ursprünglich diktierten und vorgelesenen Briefe sowie erstaunlicherweise für die Offenbarung. In Webers Übersetzung wird dieser komplexe, schwer zu erfassende Text zur lebendigen Erzählung eines wundersamen Traums. Was er ja auch ist. Da hat das sogenannte erste Tier *e Schnöre* (Offb 13,5) und im himmlischen Thronsaal *häts plitzt und gchuutet und tunneret und vor em Troon hät s eso öppis wie es glesigs Meer ghaa, wie us Chrischtall* (Offb 4,5–6).

Er bringt die biblischen Texte neu zum Leben, indem er ihrem Ursprung treu bleibt und sie dennoch so erzählt, dass sie nicht «nach Bibel tönen.»

Was aber ist mit abstrakteren Inhalten? Wie wirken theologische Lehraussagen oder christologische Hoheitstitel auf Zürichdeutsch?

Umständlich wird es überall da, wo doppelte Genitive (*de Herr, de Gott vo de Gäischter vo de Profeete* Offb 22,6) übertragen und zusammengesetzte Substantive in Relativsätze auseinandergenommen werden müssen. Allerdings ist festzuhalten, dass das zwar unförmige Monstersätze ergibt, gleichzeitig aber doch auch verständlicher wird. So zum Beispiel im Einleitungsteil der Offenbarung: *Jesus Chrischtus, wo de Chopf bis zletscht hereghebt hät, wo als Eerschte vo de Toote uuferstanden isch und über d Könige vo de Èèrde regiert, won öis gèèrn hät und öis mit siim Bluet vo öisne Sünde frei macht* (Offb 1,5) kann ich mir besser vorstellen als *Jesus Christus, dem treuen Zeugen, dem Erstgeborenen aus den Toten, dem Herrscher über die Könige der Erde. Er liebt uns und hat uns von unseren Sünden erlöst durch sein Blut* (ZB 2007).

Verblüffend finde ich zum Beispiel den Effekt des Philipperhymnus in Webers Version. Dessen schwer zu verstehender Anfang *Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an* (Luth 1984) heisst bei Weber einfach *Èèr, wo ganz wie Gott gsii isch, hät sich nöd draa gchlammeret, gliich wie Gott z sii. Näi, er hät sich sälber hèèr ggèè und d Gstalt vo mene Sklaav aagnaa* (Phil 2, 6-7).

Was, wie der Prolog zum Johannes-Evangelium, schon im Urtext abstrakt und weit weg von unserem Verstehenshorizont ist, bleibt dies grundsätzlich auch auf Zürichdeutsch. Trotzdem vereinfacht Webers Version auch hier das Verständnis; man merkt, dass er beim Übersetzen immer sein Publikum vor Augen hat und sich bemüht, die Dinge so zu sagen, *das es as Läbig gaat*. Das zeigt sich zum Beispiel im Vers 14, der in der Luther-Übersetzung wie folgt lautet: *Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit* (Luther 1984). Bei Emil Weber heisst es: *Und s Wort isch Fläisch und Bluet woorde. Und er hät under öis gwont. Und mir händ gsee, wie herrlich er gstraalet hät – äimaalig schöön, abgschnitte de Vatter, luuter Gnaad und Waret* (Offb 1, 14).

Insgesamt habe ich den Eindruck, dass Emil Weber gelungen ist, was er sich vorgenommen hat. Er bringt die biblischen Texte neu zum Leben, indem er ihrem Ursprung treu bleibt und sie dennoch so erzählt, dass sie nicht «nach Bibel tönen.»

Für mich ist *s Nöi Teschtament Züritüütsch* ein Gewinn; eine wertvolle Ergänzung zum Bestehenden, die ich in meiner Arbeit als Pfarrerin gut einsetzen kann.

Im Archiv unserer Zeitschrift auf der Webseite www.zeitschrift-schweizerdeutsch.ch finden sich zwei frühere Beiträge zum Thema:

Paul Kamer, s Markus-Evangelium züritüütsch [übersetzt von Emil Weber]. Schweizerdeutsch 1985/1 [Seiten 1-2].

Ruedi Schwarzenbach, Biblische Bücher zürichdeutsch. Schweizerdeutsch 1986/IV [Seiten 1-2].

Lebt er noch, der Hexameter?
Zu Reinhold Bruders «Chliine Lüüt»

Von Alfred Vogel

Lebt er noch, der Hexameter? Der Wolfbach-Verlag gibt ein überaus schön gestaltetes, geradezu bibliophiles Bändchen mit Geschichten von Reinhold Bruder heraus: Chliini Lüüt. Hexametergedichte in der Mundart des Aargauer Seetals. Beigefügt ist eine Hör-CD, auf welcher der Autor die Texte liest.

Die Geschichten – oder Gedichte – handeln vom *Bueb* und den Personen seines Umfelds: *Koleege, Leerer, d Zwöitklässler vom Fröiläin Bärlocher, de Vater, s Goti Leni i irer schwaarze Hebammetracht, de Bestattigsbeamti wo d Mueter wott cho abhole wo si gstoorben isch*. Thema sind stets die ‹kleinen Leute›: Im *Bueb* glauben wir den Autor als Jungen zu erkennen, und in seinen Nächsten die Menschen, wie er sie in den 1950er-Jahren erlebt haben mag. Berührende Episoden des Alltags, einfühlsam erzählt.

Besonders berührend der letzte, der siebente Text: *D Mueter steerbt.* Der Sohn – längst nicht mehr, oder doch immer noch *de Bueb* – sitzt beim Leichnam seiner *uuraute Mueter*. Die letzten Jahre und die Bilder früherer Fotos lässt er an sich vorbeiziehen. Von Trauer ist wenig die Rede, nur indirekt, indem der Bestattungsbeamte in aufdringlicher Einfühlsamkeit meint, davon sprechen zu müssen. *Wius e ke Antwoort git, verschwint de Schnöri denn äntlech.*

S frömde Glück

Der Zofinger Bezirksschüler und Kadett ist auf Besuch bei seiner Tante und ihrer kinderreichen Familie.

Z Oobe sind aui dehäim. Di eutischte Chind und der Unggle
chöme vom Schaffe, si hocken i d Stuben und waarten ufs Ässe.
D Tante macht Znacht und ii luege zue, wi si füüret; dasch bsundrig.
S Chemi isch off, e Houzhäärd drunder mit Löcher für d Pfanne.
S Schiff uf der Siiten isch immer vou Wasser und zueteckt, fürs Kafi.
D Härdöpfu ligge paraat; mir schinden und hächle si zäme.
Hööch weert de Bärg; euf Müüler trücke haut auerhand abe.
Denn i di mächtig Pfanne, der Anke brutzlet scho dinne.
Vier Liter Miuch in en anderi Pfanne; i foo afo tische.
«Ässe!», rüeft d Tante, si rüeft numen äinisch, und scho isch de Tisch vou.
Äim nach em andere schöpft si, di voune Channe göönd ume.
S chläfelet, schmatzget und söörflet; der Unggle schuuflet und schuuflet,
stützt der Eubogen uuf uf em Tisch – soo goots no chli schnäuer –,
gorpset und choderet; wenns nid der Unggle weer, s wöörd mer drab gruuse.

Reinhold Bruder. Chliini Lüüt. Hexametergedichte in Mundart mit Audio-CD.
2012 Wolfbach Verlag und Katakult, Aarau. ISBN 978-3-905910-24-7. 47 S. CHF 28.-

Was aber bringt das Versmaß für die Geschichten?
Einen weiten Atem,
eine große Ruhe und Erhabenheit.

Wie lesen wir Hexameter? Ich habe sie mir lieber von der CD angehört und habe dazu im Buch mitgelesen. So klingen sie natürlich und rund. Sie selber zu lesen fällt nicht leicht. Ich muss mir die sechs Akzente zusammensuchen und sie mit dem Bleistift einzeichnen. Dass wir sie aber laut lesen, halte ich für eine Voraussetzung.

Mit seinen Hexametern stellt sich der Autor in die Tradition von Voss und Goethe, die den antiken Vers, so wie sie ihn verstanden haben, ins Deutsche übernahmen, und von Mundartdichtern des späten neunzehnten Jahrhunderts, die ihn für Idyllen einsetzten. Im Nachwort erläutert der Autor, was er unter einem Hexameter versteht: «Konstant bleiben die sechs betonten Silben, die unbetonten dagegen können variieren.» Etwa so bauen die Deutschen, seit Voss, den Hexameter, und sie verkennen dabei, dass es sich beim antiken Versmaß nicht um Betonungen, sondern um Silbenlängen und -kürzen handelt. Das gibt einen ganz andern Rhythmus.

Was aber bringt das Versmaß für die Geschichten? Einen weiten Atem, eine große Ruhe und Erhabenheit. Das kommt sehr schön zur Geltung, wenn wir die CD anhören.

Mitzuhören auch auf unserer Webseite unter:
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch/tonaufnahmen

«Chumm mit i Chäuer. Di Unggle bruucht e chli Moscht am Firoobe!»
D Fläsche hol i im Gänterli, gib em si, denn tuen em Töör uuf.
D Chäuerstäägen isch stäil und gföörlech, er taschtet voorsichtig
mit siner rächte Hand der Muur noo, linggs träit er d Fläsche.
Gsee tuet mer soozsääge nüüt, s het numen äi Beeren im Chäuer.
Dunden ischs chüeu, es müffelet schweer. Auti, mächtigi Fässer
stöönd näbenand. Uf daas z hinderscht im Egge stüüret der Unggle
zue. Het d Gutteren undere Haane, scho foots aafo gluxe.
«Bi doch e rächte Maa, mues doch es Möschtli haa», singt er und lachet.
(Unterstrichen sind die jeweils sechs betonten Silben.)

Die Art und Weise, wie hier in ‚epischer Breite' der Alltag dieser kleinen Welt geschildert wird, kommt uns durchaus bekannt vor, nämlich aus der großen Welt des Heldengedichts:

Eine Dienerin brachte in schöner goldener Kanne
Wasser und netzte über dem silbernen Becken zum Waschen
ihm die Hände und stellte vor ihm den geglätteten Tisch auf.
Auch die ehrbare Schaffnerin kam und tischte das Brot auf
und der Gerichte viel, und gern mitteilend vom Vorrat.
Und nun aß er und trank, der göttliche Dulder Odysseus.
(Odyssee, Siebenter Gesang, v172-177, übersetzt von Voss)

Ein Plattdeutscher Hebel – Johann Meyer

Von Stephan Frech

Hebels alemannische Gedichte auf Plattdeutsch? Was zunächst befremdend klingt, macht neugierig. Gewagt hat die Übertragung Johann Meyer, dessen *Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen allemannischen Gedichte* 1859 in Hamburg bei Hoffmann und Campe erschienen ist. Meyer, der 1829 in Wilster geboren wurde und 1904 in Kiel gestorben ist, verbrachte sein Leben in Holstein, nahe der Grenze zu Schleswig; seine plattdeutsche Lyrik verfasste er in der Dithmarschen Mundart, der Mundart seiner Kindheit.

Was passiert, wenn ein Text aus dem süddeutsch-alemannischen Sprachraum in den hohen Norden transportiert wird? Das Auge sucht nach typisch niederdeutschen Formen wie *op* statt *auf*, *Dörper* statt *Dörfer*, *sök* für *such*, *bit* für *bis*. Die sogenannte Zweite Lautverschiebung ist das offensichtlichste Merkmal, das die niederdeutschen Dialekte von den mittel- und hochdeutschen Mundarten unterscheidet. Aber auch die Formen *sin, Hus* fallen auf und klingen irritierend familiär, da in unseren Dialekten ebenfalls ein einfacher Vokal anstelle der hochdeutschen Diphthonge *sein* und *Haus* steht. Eine weitere Gemeinsamkeit, die das Platt mit den deutschschweizerischen Dialekten teilt, ist die überraschende Dialektvielfalt, die der Begriff Platt umfasst. Und – wie bei uns – stellt auch das Platt eine Verstehensgrenze für diejenigen dar, die nur die Standardsprache sprechen. Wer Platt verstehen will, muss sich einhören und viele Wörter neu lernen, bevor er einem Gespräch folgen kann. Und bis er mitreden kann, dauert es wohl ebenso lang, wie jemand braucht, der einen Schweizer Dialekt sprechen lernen will.

Auf den Tod eines Zechers

Do hen sie mer e Ma vergrabe,
's isch schad für sini bsundre Gabe.
Gang, wo de witt, suech no so ein!
Sel isch verbei, de findsch mer kein.

Er isch e Himmelsg'lehrte gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er gluegt vo Hus zue Hus,
hangt nienen echt e Sternen us?

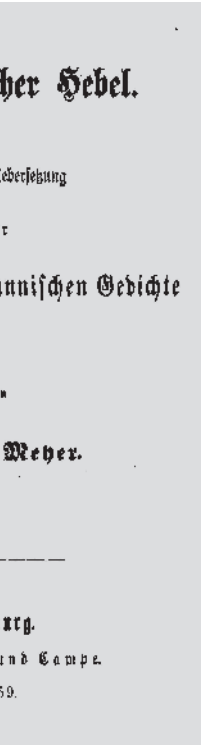
Er isch e freche Ritter gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er g'frogt enanderno:
«Sin Leuen oder Bäre do?»

E guete Christ sel isch er gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er untertags und z'Nacht
zum Crüez si stille Bueßgang g'macht.

Si Namen isch in Stadt und Land
bi große Here wohl bikannt.
Si allerliebsti Cumpanie
sin alliwil d'drei Künig gsi.
Jez schloft er un weiß nüt dervo,
es chunnt e Zit, gohts Alle so.

Plattdeutsc
Eine freie U
de
Hebel'schen allema
vo
Johann
Hamb
Hoffmann
18

Formal übernimmt Meyer Reim, Versmaß und die Strophengliederung von Hebels Gedicht. Mehr Freiheiten erlaubt er sich auf der inhaltlichen Ebene.


her Hebel.

ebersetzung

r

annischen Gedichte

Meyer.

———

urg.

und Campe.

59.

Op en doden Zecher.

Dar hebbt se mi en Mann begraben,
Dat's schad um all sin smucken Gaben!
Gah, wo du wullt, – sök noch so Een,
So'n giff't ni mehr, du finnst dar Keen.

He kenn de Lehr di vun de Steern!
In alle Dörper neeg un feern,
Mak he vun Hus to Hus de Runn,
Bit he den Steern vun't Weertshus funn.

He weer en Ritter wild vun Sinn,
Dör alle Dörper streek he hin
Un söch herum un frag darna:
«Sünd Löwen oder Baren da? –»

He weer en Christ, so gut als Een,
Weer wo in't Dörp en Krüz to sehn,
Ob Dag, ob Nacht, – he muss derhin
Un seet in't Krüz un büß sin Sünn.

Sin Nam, de is in Stadt un Land
Bi grote Herren gut bekannt;
Veer Königs weern sin grössten Frünn!
Dat's schad für em, nu is he hin! –
Dar slöppt he un weet nix darvan,
Toletzt so möt mi all daran!

Die feine Ironie in Hebels Gedicht beginnt schon im Titel. Er nimmt – in hochdeutscher Sprache – vorweg, was das alemannische Gedicht so raffiniert umschreibt, dass ein flüchtiger Leser sich leicht in die Irre führen und von Hebels Humor in die Falle locken lässt. Denn der Himmelsgelehrte und fromme Christ, der nach Sternen Ausschau hält und abendliche Bußgänge zum Kreuz unternimmt, ist ein Säufer, auf der *Loitsch* gewissermaßen: *de mortuis nil nisi bene*. Hebel moralisiert nicht. Erst in den Schlussversen *Jez schloft er un weiß nüt dervo, | es chunnt e Zit, gohts Alle so* findet der Dichter besinnlichere Worte für den Toten. Die scheinbar frommen Gedanken des Zechers, von Hebel aber doppeldeutig gebrauchten Begriffe Sterne, Kreuz, Drei Könige verwandeln sich in profane Wirtshausnamen. Nun wird auch klar, warum sich der kühne Ritter nach Löwen und Bären umschaut. Nach Konrad Kunze sind Namen wie Sterne oder Löwe allerdings nicht zwingend auf christliche Konzepte wie die Symbole der Evangelisten zurückzuführen. Gerade ein herausgehängter Stern zeigte früher bei Brauereien an, dass das frische Bier bereit war. Eindeutig auf die Bibel zurückzuführen ist jedoch der ebenfalls verbreitete Wirtshausname *Drei Könige* – Hebel aus Basel wohl bestens vertraut –, die in Meyers Fassung vielleicht fehlerhaft als V*eer Königs* erscheinen.

Formal übernimmt Meyer Reim, Versmaß und die Strophengliederung von Hebels Gedicht. Mehr Freiheiten erlaubt sich Meyer auf der inhaltlichen Ebene. Schon der Titel des niederdeutschen Gedichts zeigt, dass Meyer nicht eine philologisch exakte Übersetzung anstrebt. Entsprechend bezeichnet er auf dem Titelblatt des Plattdeutschen Hebels sein Werk als «freie Uebersetzung». Beim Übertragen hält

sich Meyer also nicht wortwörtlich an die Vorlage, sondern dichtet um, so dass er dem Satzbau und Sprachrhythmus seines Dialektes folgen kann; wo es möglich ist, folgt er der alemannischen Vorlage. Freie und wörtliche Übersetzung nebeneinander findet man beispielsweise in den Versen 3 und 4 der ersten Strophe.

Hebel: *Gang, wo de witt, suech no so ein!*
Sel isch verbei, de findsch mer kein.

Meyer: *Gah, wo du wullt, – sök noch so Een, –*
So'n gifft't nit mehr, du finnst der Keen.

Eigenheiten in der Mundart Hebels wie *sel* ersetzt Meyer mit den Mitteln, die ihm seine dithmarsche Mundart anbieten: *so'n*. Ebenso in Hebels Vers

E guete Christ sel isch er gsi,

der bei Meyer lautet

He weer en Christ, so gut as Een.

Doch wenn Meyer am Schluss der zweiten Strophe *Steern vun't Weerthshus* schreibt, verrät er, was Hebel nur subtil andeutet, dass der Stern hier ein Wirtshaus-Schild ist: *hangt nienen echt e Sternen us?* Tatsächlich stellen gerade diese Namen den Übersetzer vor ein kaum lösbares Problem. Nach Kunze (s.o.) sind die Wirtshausnamen, wie wir sie in Baden-Württemberg und in der Schweiz kennen, aus Häusernamen hervorgegangen. Im Norden Deutschlands fehlen jedoch solche Namen. Meyer konnte also bei seinen Lesern nicht voraussetzen, dass sie die Doppeldeutigkeit von Hebels Versen erkennen würden, und musste bei seiner Nachdichtung hier verdeutlichend übersetzen. Dies geschieht allerdings auf Kosten der poetischen Mehrschichtigkeit der Hebelschen Verse, die das ganze Gedicht durchzieht und prägt. Ebenso lässt sich der Schluss der 4. Strophe erklären, wo die Formulierung *he muss derhin | Un seet in't Krüz un büß sin Sünn,* die Hebels Ironie in *se het er […] zum Crüez si stille Bueßgang g'macht* nicht adäquat wiedergeben kann.

Die Literaturkritik mag urteilen, ob Meyers plattdeutsche Nachdichtung dem alemannischen Original gerecht wird, der Dialektfreund aber freut sich über das Echo alemannischer Dichtung aus dem Norden des gemeinsamen deutschen Sprachraums.

Anmerkungen

[1] Vgl. www.baden-online.de (14.6.2010), s. auch Konrad Kunze, Gasthausnamen im Südwesten. In: Hubert Klausmann (Hg.): Raumstrukturen im Alemannischen. Beiträge der 15. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie Schloss Hofen, Vorarlberg, 19.-21.9.2005, Graz-Feldkirch 2006, S. 221-230.

Übersetzungen ins Hochdeutsche

Hebel's Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der Allemannischen Mundart übersertzt von Adrian. Stuttgart–Tübingen 1824.

J. P. Hebel's alemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten, Ins Hochdeutsche Übertragen von R[obert] Reinick, Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludw[ig]. Richter, Leipzig 1851.

149 JAHRE SCHWEIZERISCHES IDIOTIKON

Referat von Redaktor Dr. Niklaus Bigler vor dem Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

Von Jacqueline Preisig

Ein Jahrhundertwerk wie das Schweizerische Idiotikon verdient es, schon am Vorabend seines Jubiläums gewürdigt zu werden. Aus diesem Grund lud die Gruppe Zürich des Vereins Schweizerdeutsch den langjährigen Idiotikon-Redaktor Dr. Niklaus Bigler für ein Referat ein.

Zunächst ein paar Zahlen zum Schweizerdeutschen Wörterbuch: Die Arbeit am Idiotikon dauert inzwischen 149 Jahre, also seit 1862. Die Bände, die bisher erschienen sind, wiegen 35 Kilogramm und umfassen rund 0,8 Laufmeter. In den eineinhalb Jahrhunderten haben insgesamt 35 Redaktoren daran gearbeitet, davon 5 Frauen. Soeben ist das drittletzte Heft von Band XVI erschienen. Geplant ist der Abschluss 2022 mit Band XVII.

Das Idiotikon ist das grösste Regionalwörterbuch im deutschen Sprachraum und behandelt das ganze deutschsprachige Gebiet der Schweiz mit Ausnahme Samnauns, wo eine bairische Mundart gesprochen wird.

Ein mehrbändig konzipiertes Wörterbuch muss von der Anlage her ein konstantes, traditionelles Werk sein. Grundsätze, Darstellung, Regeln zur Aufnahme von Wörtern und dergleichen müssen über Jahrzehnte, im Idealfall über die ganze Erscheinungsdauer des Werks möglichst konstant bleiben, damit nicht jeder Band ein eigenes Gesicht hat, sondern die Konsistenz gewährleistet ist. Dem haben die Redaktoren stets Rechnung getragen, indem sie nötig gewordene Änderungen nur nach reiflichem Abwägen und mit viel Augenmass einführten und weitestgehend den ursprünglich gesetzten Zielen treu blieben.

Doch zurück zur Geschichte:

Am Anfang stand ein Privatmann, Fritz Staub. Geboren 1826 in Männedorf, besuchte er nach der Kantonsschule in Zürich in seinem Studium Veranstaltungen verschiedenster Fachrichtungen, von Psychologie bis Arabischer Grammatik. Ab 1848 war er als Lehrer tätig, von 1850 bis 1858 leitete er eine Internatsschule in Männedorf, danach arbeitete er als Privatgelehrter. 1862 sprach er vor der Antiquarischen Gesellschaft Zürich und regte eine Sammlung des schweizerischen Sprachguts an. Damit erreichte er, dass eine Kommission gebildet wurde zur Förderung eines schweizerischen Wörterbuchs. Am 15. Juni 1862 wurde der Verein für das Schweizerische Wörterbuch gegründet, der das Werk auch heute noch trägt. Mittels eines Aufrufs wurden (vor allem gebildete) Bürger gebeten, Material für das zu erstellende Wörterbuch zu liefern. Nach und nach begannen die Belege einzutreffen. Die nächsten 12 Jahre arbeitete Staub unentgeltlich. Daneben versah er ein Teilzeitpensum als Bibliothekar an der Stadtbibliothek, was den Zugang zu Material entscheidend erleichterte. 1874 konnte Ludwig Tobler für die Mitarbeit am Wörterbuch gewonnen werden – von jetzt an erhielten beide für ihre Arbeit eine Entschädigung aus Subventionsgeldern von Bund und Kantonen für ihre Arbeit.

Grundlegendes musste festgelegt werden, wie etwa das System der Alphabetisierung, die Transkription, die Art der Darstellung, die Auswahlkriterien, die Frage von Abbildungen usw. Der Entscheid für die Antiqua und gegen die Frakturschrift war damals mutig und aus heutiger Sicht weise. Für die Alphabetisierung entschied man sich für das Schmellersche System. Dieses vom Konsonantengerippe der Stammsilbe ausgehende Prinzip hat eindeutige lexikografische Vorteile, ist jedoch für den Benutzer gewöhnungsbedürftig.

1881 erschien im Huber Verlag das erste Heft von Band I; geplant war ein vierbändiges Werk, das

innerhalb von 20 Jahren abgeschlossen sein sollte. Als Erleichterung für den Benutzer plante man, am Schluss von Band IV ein alphabetisches Wortverzeichnis anzufügen. Band I war 1885 abgeschlossen, Band II 1891. Angesichts des langsamen Fortschreitens der Arbeit und der Materialfülle kamen Diskussionen bezüglich Kürzungen und Reduktionen auf. Es war klar, dass das angestrebte Ziel so nicht zu erreichen war. Ein Festhalten am 4-Bände-Konzept hätte radikale Massnahmen wie Weglassen des gesamten Brauchtums und der historischen Quellen zur Folge gehabt.

In dieselbe Zeit fielen auch die zunehmende Sehschwäche Fritz Staubs sowie der Tod von Ludwig Tobler (1895) und Fritz Staub (1896). Dies zog natürlich grosse personelle Wechsel nach sich.

Unter dem neuen Chefredaktor, Albert Bachmann, wurde der zukunftsweisende Entschluss gefasst, in derselben Art weiterzuarbeiten wie bisher, soweit das Material reichen würde. Albert Bachmann leitete die Idiotikon-Redaktion während beinahe 40 Jahren, in dieser Zeit wurde an den Bänden IV bis X gearbeitet.

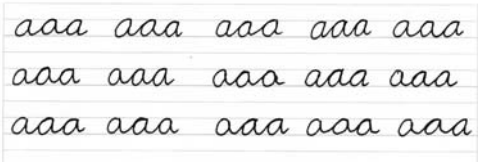
Im 20. Jahrhundert wurden nach und nach gewisse Modifikationen eingeführt. So werden seit 1934 die Artikel respektive ganze Artikelfolgen am Schluss mit dem Kürzel des verantwortlichen Autors gezeichnet. Seit 1939 oder Band XI erhalten umfangreiche Artikel als Einstieg eine Zusammenstellung der verschiedenen Bedeutungen. Seit Band XII findet sich in jedem Band ein normalalphabetisches Register, in Band XIII wurden erstmals die Kolumnentitel erweitert, um die Übersichtlichkeit beim Suchen zu erhöhen. Ab 1987 hielt die Textverarbeitung Einzug in die Redaktionsstuben. Mit Band XV wurde die Satztechnik erneuert, und Belege aus Büchern erhalten neu eine Quellenangabe. 1990 wurde das alphabetische Register der Bände I–XI herausgegeben. Seit Band XVI sind die Kolumnentitel systematisiert.

Die neuen Kommunikationsmöglichkeiten des 21. Jahrhunderts machten auch vor dem Idiotikon nicht halt, und so ist seit 2010 das gesamte bisher erschienene Wörterbuch online abrufbar – mit allen Vorteilen, die eine elektronische Suche bietet. Auf der Website des Idiotikons sind zudem Hinweise zur Benützung, ein Abriss über die Entstehungsgeschichte, verschiedene nützliche Links und Weiteres zu finden [www.idiotikon.ch].

Mit diesem Hinweis schloss Niklaus Bigler sein Referat, was unweigerlich die Frage aus dem Publikum nach sich zog, ob die Digitalisierung denn nicht einem Todesstoss für die Druckausgabe gleichkomme. Bigler räumte ein, dass der Verlag von der Idee nicht begeistert gewesen sei, dass aber eine digitale Version niemals in allen Belangen gedruckte Bücher ersetzen könne. Sie gehöre aber in die heutige Zeit und habe durchaus ihre Vorteile.

Die Frage, wie nach 2022 mit Nachträgen verfahren werde, konnte Bigler nicht abschliessend beantworten, er versicherte aber, dass sie auf irgendeine Weise zugänglich gemacht würden.

Das Idiotikon sei in den meisten grösseren Bibliotheken verfügbar, versicherte Bigler, zudem sei es immer wieder möglich, Idiotikon-Bände antiquarisch zu erwerben. Bestimmt nahmen sich die meisten Zuhörer vor, bei Gelegenheit wieder einmal in einem Band des Idiotikons zu blättern.



mit ungelenker hand hält der erstklässler seinen bleistift und schreibt auf das raue papier den buchstaben

a

also einen bogen und daran anschließend einen senkrechten strich. dann setzt er ein zweites a hinzu und noch eins und noch eines, bis die ganze linie voll ist. früher geschah solches auf der schiefertafel, die dem griffel noch mehr widerstand leistete als das papier. wenn die tafel dann endlich voll war und der lehrer zufrieden, fuhr der schwamm darüber und wischte das ganze wieder aus.

später kam der setzkasten von papa schubi zur anwendung. mit feinen fingern klaubte das kind den vorgefertigten, den fertigen buchstaben aus dem ersten fach und legte ihn sorgfältig auf die kartonleiste. heute hingegen genügt die berührung eines knopfs links außen auf der tastatur, und der buchstabe erscheint in vollkommener form auf dem bildschirm und sitzt später auf dem papier. uns wird der schreibvorgang abgenommen. wir brauchen uns nicht mehr um die form zu mühen. (da soll uns niemand weismachen wollen, dies habe keine tiefgreifenden folgen.)

die sprache gehört eigentlich – wie die musik – dem vergänglichen an. sie erklingt und verklingt im selben augenblick. mit der schrift aber wird sie ins korsett gelegt, festgehalten, kommt sie zur erstarrung. spätere können sie wieder hervorholen, können sie wiederholen, können sie getrost unter den arm klemmen und nach hause tragen. da wundert sich keiner mehr darüber und keiner kann mit jenem babylonischen prinzen mitfühlen, der in tränen ausgebrochen sein soll beim anblick der steinernen säulen, auf denen, im eingekerbten wort, die sprache seines verstorbenen vaters lebendig geblieben war.

die mühevolle verschriftung des worts: der antike bildhauer strich die buchstaben mit dem breitpinsel auf den glatten stein und vertiefte dann mit hammer und meißel die spur, so dass sie nach tausenden von jahren noch zu lesen ist.

ich öffne den mund, ich weite den rachen und setze die stimmlippen in aktion – und halte dies fest mit dem graphischen zeichen a. das zeichen (A) war jahrhundertelang und weitherum das bildzeichen für ‹aleph›: für das rind nämlich oder den stier, wie wir leicht erkennen können, besonders wenn es in seiner uns ungewohnten lage ∀ vorkommt. es löste sich dann im laufe der zeit vom wort ab und wurde als lautzeichen verwendet. ein kleiner vorgang, aber «ein großer schritt für die menschheit», vergleichbar mit der erfindung der notenschrift durch guido von arezzo. von diesem langen weg der sichtbarmachung des sprachlauts, mithilfe von nur 26 zeichen, braucht der erstklässler nichts zu wissen. er und wir alle nehmen es als selbstverständlich hin und machen uns gar nichts mehr draus.

schnell schnell. fast so schnell wie mein ‹a› getippt ist, wird es wohl wieder in die bedeutungslosigkeit und vergessenheit zurücksinken.

edgar euel

Dezember, ja du bist's

waagrecht

1 dezemberlicher Brauch und nicht auf Schafschur beschränkt

9 elternloses bzw. reimloses Wesen

11 vierbeiniger Freund und Zeitgenosse, spielt am 6. eine wichtige Nebenrolle

12 Mutterhaus von Romainmôtier und vielen anderen

13 Dichter (Zuname) des ‹Armen Heinrich›, weidete um 1200 herum offenbar auf saftiger Wiese

14 sollte im Dezember die Hauptperson sein

17 modernes Ein- und Verkaufsgeschäft (im Hinblick auf 1 waagrecht)

18 und manche warten schon jetzt wieder darauf

19 macht den Mann zum Hptm und die Stud. an der Uni Zürich informiert

20 die Institution des Wir-Gefühls (Abk.)

22 bevorzugt dunkle, feuchte Kellerräume

24 Diese Karte macht dich für 1 waagrecht tüchtig und im In- und Ausland beliebt.

25 Die kurze Zulassungsbeschränkung an der Uni gilt auch in North Carolina.

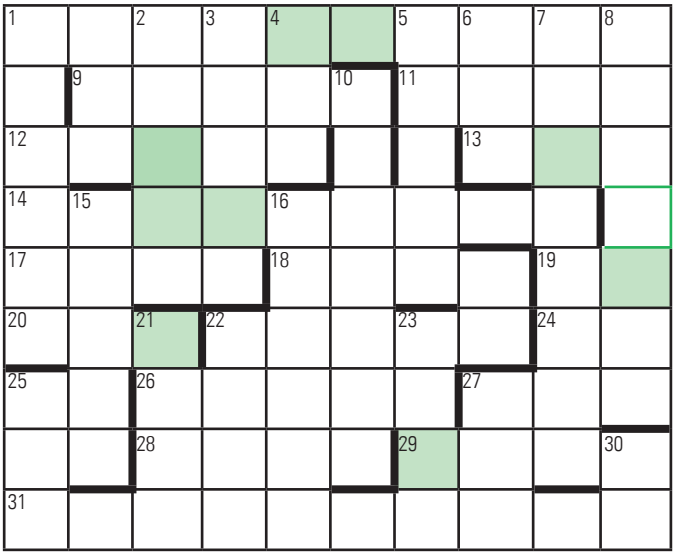
26 Wie sie zwitschern auch die Jungen.

27 Abk. für die neue Hirtenheimat (z.B. Treicheln im Albisgüetli), keineswegs identisch mit 20 waagrecht

28 was in der Welschschweiz für gut befunden wird

29 Da war schon mancher froh, wenn er ihn gefunden hat.

31 wenn die Dezembertriebe zur Sucht ausarten



Lösungswort (in Leserichtung): Happybett

Lösungen Kreuzworträtsel 2/11
... **halt an, wo laufstu hin?** (Silesius)
waagrecht
1 ALK 4 AKUSTIK 8 NULL 9 OZO <ZOO (OZON) 11 BD 13 FLOP 14 RISE 15 AUGEN 17 DR 18 IR (im Ruhestand) 19 NIE 20 N 21 PIG (engl. Schwein) 22 TM (Thomas Marthaler, oder Theatermann) 23 KNORZ 25 AA 26 LAU 27 LEA 28 HALT 29 ORG
senkrecht
1 ANFANG 2 LULU 3 KLO 4 ALPEN (Die Alpen) 5 KORNKREIS 6 SOS (save our souls) 7 IDI 10 ZILPZALP 11 BERGWALD 12 FERMATE 16 GENUG 17 DICH 18 ITALIA 24 OLIM 26 LOB 30 RR (Rolls Royce) 31 IE (FerIEn)
Lösungswort: DORMITORIUM

DAS KREUZWORTRÄTSEL

senkrecht

1 ist derzeit angesagt

2 Fluchtort nach opulenten Festmählern

3 Die Firma für Festmähler mit diesem Namen wurde von Ueli Prager auf die Beine gestellt.

4 Initialen des früh verstorbenen Bildhauers Schmid-Yselin

5 sei angeblich Silber

6 drei Buchstaben für ein großes Entwicklungsprojekt, begonnen 1776

7 magische Zahl: Summe aus der Summe und dem Produkt von drei und vier

8 Hat sich das Walliser Dorf unterdessen vom Eisstrom entfernt?

10 exquisit, hervorragend

15 Ort in der Innerschweiz, wo die berühmten Victorinox-Messer hergestellt werden

16 steht im Ruf, nicht auf 1 waagrecht zu warten, sondern sich flugs selber zu bedienen

21 noli me tangere

22 morgenländischer Herrscher, geköpft

23 wird nach dem Wählen und vor dem Zählen auf den Kopf gestellt

25 Samichlausens Kurzname auf modern

27 brauchst's nit in alls ze stecken

30 Initialen eines deutschen Malers (gest. 1955)

Wer bis ende Dezember 2012 das richtige Lösungswort auf unserer Webseite eingibt (www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch/Lösungswort), nimmt an der Verlosung von 2 Büchern «Nebenaussen» von Christian Schmid teil.

BÜCHERTISCH

Schweizerisches Idiotikon
Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

Heft 219 mit den Wortgruppen *was – wüest* ist eben eingegangen. Alfred Egli wird in SchweizerDeutsch 1/12 darüber berichten.

Achim Parterre. **Im Chäsloch.** Mundart. Muri bei Bern 2011. Cosmos Verlag.

Achim Parterre erzählt von trächtigen Kühen und unheimlichem Käse, aber vor allem von Menschen, zum Beispiel von Marco, der überzeugt ist, dass das Tea-Room Bambi ein Kraftort ist, von der Grossmutter, die am Fernsehen lieber Champions League als Tierfilme schaut, vom Schwingerkönig, der mit seinem Muni in einer Einzimmerwohnung lebt.

Guy Krneta, **MittelLand.** Morgengeschichten. Übersetzungen ins Hochdeutsche von Uwe Dethier. edition spoken script 1. Luzern 2009. Verlag Der gesunde Menschenversand.

Zu diesen «schönsten Morgengeschichten» gehört eine mit dem Titel *Schwarzebach/Schwarzenbach,* in der James und seine Schwarzenbach-Initiative vorkommen. Unser Redaktor lässt es sich daher nicht nehmen, das Buch in der nächsten Nummer selber zu besprechen.

Peter Eggenberger, **Vo Tökter ond Luusbuebe.** 31 vergnügliche Kurzgeschichten im urchigen Kurzenberger Dialekt. Illustriert von Ernst Bänziger. Herisau 2011. Appenzeller Verlag.

Die Tonart und den Federstrich kennen wir aus dem Beitrag über *Jechterondoo!* in SchweizerDeutsch 3/10. Wer hat Lust, auch dieses Bändchen zu besprechen? [Mail an ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch]

Guy Krneta, **Umkehrti Täler.** spoken word. Muri bei Bern 2011.

Guy Krneta entdeckt seine Geschichten in der Alltagssprache, die er dreht und wendet, bis sie zu klingen beginnt. «Er schaut den Leuten aufs Maul, redet ihnen aber nicht nach dem Mund» (Andreas Kläui).

ABONNEMENTSBESTELLUNG

NOCH HABEN WIR WENIGER ABONNENTEN ALS ERHOFFT – MIT 27 FRANKEN FÜR DIE 3 HEFTE IM JAHR HELFEN SIE UNS, DIE ZEITSCHRIFT UND DIE WEBSEITE WEITERZUFÜHREN.

BESTELLUNG

- ☐ **Jahresabonnement 2012 für 27 Franken**
- ☐ **Gönnerabonnement 2012 für 50 Franken**
- ☐ **Heft 1/12 als weitere Probenummer**

NAME .....

STRASSE .....

PLZ ORT .....

TELEFON .....

MAIL .....

DATUM .....

Per Post an
Thomas Marti
Untere Hardegg 32
4600 Olten
Oder online über
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

LESERPOST

Ist Schweizerdeutsch die mündliche Landessprache?

Michael Zaugg aus Dürnten ZH hat mit einem Deutschen diskutiert, «ob Schweizerdeutsch die offizielle mündliche Landessprache sei oder Hochdeutsch. Wir fragten uns, ob das irgendwo festgelegt ist.»

rs. Landessprache ist bei uns Deutsch. Schweizerdeutsch ist (nur) eine Form davon, eine gesprochene Varietät mit der Funktion einer allgemeinen Umgangssprache. «Offiziell» ist daran gar nichts – darum erscheint ‹Schweizerdeutsch› auch nicht im Sprachenartikel der Bundesverfassung von 1999:

Art. 4 Landessprachen
Die Landessprachen sind Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch.

Auch im Sprachengesetz von 2007 steht nichts von ‹Schweizerdeutsch›:

Art. 5 Amtssprachen
1 Die Amtssprachen des Bundes sind Deutsch, Französisch und Italienisch. Rätoromanisch ist Amtssprache im Verkehr mit Personen dieser Sprache.
2 Die Bundesbehörden verwenden die Amtssprachen in ihren Standardformen.

Was in Absatz 2 mit «Standardformen» gemeint ist, ist im Gesetz nicht ausgeführt. Nach dem (ungeschriebenen, aber allgemein anerkannten) Sprachgebrauch gilt für die «Amtssprache Deutsch» als Standardform für den Schriftverkehr das Hochdeutsche, als Standardformen für den mündlichen Sprachgebrauch das Schweizerdeutsche (im Umgang, mit Ausnahmen) und das gesprochene Hochdeutsch (in bestimmten Situationen und Konstellationen).

Heft 2/11, Seite 24: Leserbrief von Alexander Dietz

Von Peter Eggenberger, Lehn 945, 9427 Wolfhalden

Erfreulich, dass sich Alexander Dietz aus Deutschland für unser Kulturgut Mundart einsetzt. Sollte aber eine einheitliche schweizerdeutsche Schreibweise (welcher Dialekt solls dann sein?) eingeführt werden, wären die Schwierigkeiten programmiert. Rumansch grischun lässt grüssen…

ADRESSEN

VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

Präsident: Alfred Vogel
Postfach 111, 8460 Marthalen
052 319 21 79
av@alfredvogel.ch
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Bärndütsch-Verein

Präsident: Prof. Dr. Hans Ruef
Lediweg 16, 3854 Oberried am Brienzersee
033 849 16 84
www.baernduetsch-verein.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zürich

Präsident: Dr. Heinz Gallmann
General-Wille-Strasse 288
8706 Meilen
044 793 24 54
hgallmann@quickmail.ch
www.spraach.ch/zuerich

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zugerland

Präsident: Dr. Beat Dittli
Fuchsloch 10, 6317 Oberwil bei Zug
041 710 32 47
beat.dittli@bluewin.ch

SPRACHSTELLE

Auskunft und Beratung zu allen die schweizerdeutschen Dialekte betreffenden Fragen erhalten Sie von unserer Sprachstelle:

Dr. Alfred und Renate Egli
Untere Heslibachstrasse 1, 8700 Küsnacht ZH
044 910 73 78
alfred.egli.wildi@gmail.com

Bitte geben Sie auch bei einer Anfrage per Mail Ihre vollständige Adresse an.

VERANSTALTUNGEN

VSD GRUPPE ZÜRICH

Zürichdeutschkurse
für Personen mit guten bis sehr guten Deutschkenntnissen, welche Schweizerdeutsch (besser) verstehen und auch selbst sprechen lernen möchten.

Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene

Herbst/Winter
vom 24. Oktober 2011 bis 27. Februar 2012
Frühjahr/Sommer
5. März bis 9. Juli 2012
montags 18.30 Uhr, Kantonsschule Hottingen,
Minervastrasse 14, Zürich

Auskunft und Anmeldung: www.spraach.ch
oder Dr. Alfred Egli, Küsnacht 044 910 73 78
Lehrmittel: Renate Egli-Wildi, Züritüütsch verstaa, Züritüütsch rede
Veranstalter: Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

VORTRÄGE im Lavaterhaus, St. Peterhofstatt 6, 8001 Zürich

Mittwoch, 7. Dezember 2011, 14.30 Uhr
Thomas Gadmer und Erika Hössli, Walserdeutsche Literatur

Mittwoch, 11. Januar 2012, 18.15 Uhr
Antiquariat - warum wertvolle Bücher Sammler und Händler begeistern
Marcus Benz (EOS Buchantiquariat Zürich)

Mittwoch, 20. Februar 2012, 18.15 Uhr
Märchenabend
Irma Kuhn, Annemarie Euler, Inga-Lisa Stettler-Jansen erzählen

Samstag, 24. März .2012, 14.30 Uhr
74. Jahresbott
Harald Waeber (Bern) liest Ausschnitte aus Werken von Rudolf von Tavel

BÄRNDÜTSCH-VEREIN

www.baernduetsch-verein.ch

IN DER NÄCHSTEN NUMMER

Schweizer Radio DRS: Sprache am Mikrofon

SwissTopo: Namen auf Landkarten

Schweizerische Nationalbibliothek: Ausstellung MUNDART

Spoken Word

Das Neue Baseldeutsch Wörterbuch